

# HERAUSGEGEBEN VOM GRENZFRIEDENSBUND

**Anschrift:**

Marientreppe 10 • 24939 Flensburg

**Geschäftsführerin:**

Ingrid Schumann

**Sprechzeit:**

Montag bis Freitag 9.30 - 12.00 Uhr Telefon (04 61)2 67 08 ■ Telefax (04 61) 2 67  
09 Außerhalb der Geschäftszeit (04 61)3 15 60 21

**Beitrag:**

20 DM für Einzelmitglieder

40 DM für Verbände, Schulen usw.

**Bankverbindungen:**

Flensburger Sparkasse (BLZ 215 500 50) 2 001 020

Sparkasse NF Husum (BLZ 217 500 00) 13 862

Postbank: Hamburg (BLZ 200 100 20) 114 07-206



Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich.

Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes enthalten.

Einzelheft 6,- DM.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. *Redaktion der Grenzfriedenshefte:* Lothar Hay (V.i.S.d.P.), Moorbachwinkel 8, 24939 Flensburg Dr. Jörn-Peter Leppien, Libellenring 15, 24955 Harrislee Dr. Matthias Scharl, Friedrichstal 55, 24939 Flensburg Redaktionsanschrift: Marientreppe 10, 24939 Flensburg

Satzerstellung: Satzkontor CICERO GmbH, Am Sophienhof 9, 24941 Flensburg Telefon 04 61 / 9 33 04 • Telefax 04 61 / 9 43 55 • e-mail: [cicero-mc@t-online.de](mailto:cicero-mc@t-online.de) Druck: Harry Jung, Am Sophienhof 9, 24941 Flensburg

# Meine Begegnungen mit Bismarck

von CHRISTIAN DEGN

*Der im folgenden abgedruckte Text geht auf einen Vortrag zurück, den Christian Degn vor kurzem in Kiel gehalten hat. Der Nestor der schleswig-holsteinischen Historiker, Jahrgang 1909, hat sich viele Verdienste um die Erforschung und Vermittlung unserer Landesgeschichte erworben; als letztes großes Werk publizierte er 1994 seinen „Historischen Atlas“: „Schleswig-Holstein. Eine Landesgeschichte.“*

*Bei Degns „Begegnungen mit Bismarck“ handelt es sich um eine Kombination aus persönlichem Erleben und historischer Analyse. Man muß Degns Sicht von Persönlichkeit und Wirken Otto von Bismarcks nicht teilen, um seinen lebendigen und bewußt subjektiv gehaltenen kleinen Beitrag zum „Bismarck-Jahr“ mit Interesse zu lesen.*

*Wir haben daher die Geschichts-Erzählung von Professor Degn, der übrigens in diesem Jahr für seine 40jährige Zugehörigkeit zum Grenzfriedensbund geehrt wurde, in unsere Zeitschrift aufgenommen.*

*Die Redaktion*

Als ich Bismarck zum ersten Mal begegnete, war der Altreichskanzler schon 25 Jahre tot. Das war im Sommer 1922 bei einem Verwandtenbesuch auf einem Hof in Skærbek / Nordschleswig.

„C D 1862“: Diese Initialen meines Großvaters stehen über der Eingangstür, mitsamt dem Jahr, in dem der Hof nahe der Stätte des älteren, gerade abgebrannten Hofes erbaut worden war.

Dort im Pferdestall standen Fanny und Hanne, Lotte und Liese, Hans und Klaus, Peter und - Bismarck, ein völlig ungewöhnlicher Name für ein ungewöhnliches Pferd: Es war ein Fuchs mit weißer Mähne und weißem Schweif, also „echt dänisch“ mit seinen Farben. Es war das feurigste und edelste Pferd im ganzen Dorf,

allgemein bewundert.

Warum hatten wohl die Leute, Verwandte oder Knechte, allesamt dänisch gesinnt, dieses Pferd so benannt? Offenbar waren sie beeindruckt von der Persönlichkeit des Reichsgründers, dessen Fähigkeiten sie - in Haßliebe - einfach anerkennen mußten.

Zum Tränken wurden die Pferde nacheinander aus ihren Boxen losgemacht. Als ich, ein Junge von zwölf Jahren, Bismarcks Halfter von der Kette löste, klappte plötzlich durch einen Luftzug eine der Klöhdören laut ins Schloß - Bismarck, sensibel wie sein großer Namenspate, scheute und setzte seinen linken beschlagenen Vorderhuf auf meinen rechten Barfuß. Das Ergebnis war fast klassisch: „Eisen und Blut“. Schuld hatte weder Mensch noch Tier.

„Eisen und Blut“ - das wurde dem deutschen Politiker angelastet, als Ausdruck einer rücksichtslosen Gewaltpolitik! Damit war er abgestempelt. Man bedachte nicht, wußte es vielleicht auch gar nicht, in welchem Zusammenhang Bismarck die Worte gebraucht hatte. Sie stammen wirklich von ihm selbst.

Es war am 30. September 1862 im preußischen Abgeordnetenhaus gewesen, als Bismarck soeben von König Wilhelm I. zum preußischen Ministerpräsidenten und Außenminister ernannt worden war, weil er sich bereiterklärt hatte, den König in seinem Kampf gegen das Parlament zu unterstützen. Es ging um die Heeresreform, die Vergrößerung der Armee, die mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht Schritt gehalten hatte, um die Einführung der dreijährigen allgemeinen Wehrpflicht. In seiner Begründung sprach Bismarck die vielzitierten Worte: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden - das ist der große Fehler von 1848/49 gewesen sondern durch Eisen und Blut.“

Die Regierung verlangte eine Erhöhung des Wehretats, der Landtag verweigerte die Zustimmung zum gesamten Staatshaushalt. Die Verfassung sah für solche Patt-Situation keine Konfliktlösung vor. In diese „Lücke“ stieß die Regierung und verfügte gegen das Parlament die geplante Heeresreform. Bekanntlich hat Bismarck später, nach Abschluß seiner erfolg-

reichen, weithin anerkannten deutschen Politik im Parlament eine Indemnitätsvorlage eingebracht: man möge nachträglich sein Verhalten billigen. Das geschah.

Seinen entschiedenen Gegnern aber hatte Bismarck mit seinem „Eisen und Blut“ ein Schlagwort gegeben, ein „schlagkräftiges Wort“, das sie weidlich gegen ihn ausnutzten.

Als Untersekundaner machte ich mit einem meiner jüngeren Brüder eine Radtour rund um Schleswig-Holstein. Dabei besuchten wir auch den Knivsberg nördlich der Grenze. Bismarck trafen wir dort nicht mehr an. Sein Standbild hatte man vor der Abtretung Nordschleswigs dort weggeholt, um es südlich der Grenze auf dem Aschberg aufzustellen. Für den Transport hatte man die Statue zersägt, den Kopf vom Leibe getrennt. Das war ein gefundenes Fressen für einen dänischen Karikaturisten: Er zeichnete ein Bäuerlein mit einem elenden Karren, auf dem der riesige, unheimliche Bismarck-Kopf lag - ein Bild voller Hohn. An Ort und Stelle war nur der um 1900 erbaute 45 m hohe Bismarckturm geblieben (dänische Widerstandskämpfer sprengten ihn 1945) mit der eingemeißelten Inschrift: Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.

Uns Jungen kamen das Monument und das Wort allzu gewaltig ja fast protzig vor, als Ausdruck der wilhelmischen Zeit (Wilhelm II. liebte ja großspurige Worte und Gesten). Dabei stammt dieses Wort aber doch von Bismarck selbst. Es findet sich in seiner größten und wohl berühmtesten Rede, die er im Drei-Kaiser-Jahr 1888 im Reichstag gehalten hat, in der er einen Rückblick auf 40 Jahre preußisch-deutscher Politik gab. Das Protokoll vermerkt nicht weniger als sechzigmal Zwischenrufe wie „Bravo“, „sehr gut“, „sehr richtig“, „hört, hört“, und oft „Heiterkeit“ und zum Schluß „lebhafter, andauernder Beifall“. Bismarck muß tiefbewegt gewesen sein von der Anerkennung, die seine Politik, „seine“ Reichsgründung nun im Parlament fand. Fast am Ende stehen die am Knivsberg-Turm zitierten Worte. Was im Rahmen der Rede angemessen erscheinen mag, wirkt isoliert als Zitat zu hart, gar arrogant, vielleicht sogar zu provozierend, zumal in

einem umkämpften Grenzland. Jedoch ist bemerkenswert: Bismarcks Ausspruch ist verstümmelt; der nächste Satz ist weglassen. Bismarck fuhr nämlich fort: „Aber die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt!“

Damit gewinnt das Wort vom Knivsberg, das damals unendlich viele Postkarten, Bierkrüge und dergleichen schmückte, einen anderen Sinn, als man ihm unterzulegen geneigt sein kann. Gewiß, zum Schlagwort gehört nun einmal die Kürze. Außerdem könnte man fragen, ob Bismarck es mit der Friedensliebe wirklich so ernst gemeint hat. Dem Problem nachzugehen lohnt sich. Ich komme später darauf zurück.

Als wir, mein Bruder und ich, auf unserer Radtour durch Hamburg kamen, sahen wir uns natürlich auch den Bismarck von Lederer an, die weit überlebensgroße Steinfigur. Wir meinten, das sei ein würdiges Denkmal für den Reichsgründer. Unsere nächste Begegnung mit dem Altreichskanzler, im Sachsenwald, entsprach eigentlich nicht der Vorstellung, die wir als Schüler von Bismarck hatten: Daß er in einem „bombastischen“ Mausoleum dicht an der vorbeiratternden Eisenbahn Hamburg-Berlin bestattet war - ich hätte mir seine Ruhestätte lieber in Waldeinsamkeit unter hohen Eichen gewünscht.

Wie entstehen eigentlich Geschichtsbilder? Durch mündliche Tradition, durch Bücher, durch Presse, Kino und Fernsehen, durch persönliche Erlebnisse („Begegnungen“), weitgehend natürlich durch den Schulunterricht. Ich verbrachte die Oberstufenjahre wortwörtlich im Rücken Bismarcks, das heißt seines Denkmals vor der alten Kieler Gelehrtenschule am Kleinen Kiel, von der heute nichts mehr zu sehen ist. Es existiert lediglich die „Hundert-Meter-Bahn“ und davor der von Harro Magnussen geschaffene Bismarck im heutigen „Hiroshima-Park“.

Der Reichsgründer und die Reichsgründung spielten im Geschichtsunterricht der Weimarer Zeit natürlich eine große Rolle. Ich hatte das Glück, zwei sehr tüchtige, aber sehr unterschiedliche Geschichtslehrer zu haben. Der eine war Prof. Otto Fürsen, aus altem schleswig-holsteinischen Geschlecht, eine aufrechte Offiziers-gestalt, hochdekoriert wegen seiner Verdienste in der

Panzerabwehrschlacht bei Cambrai, natürlich national-konservativ gesonnen. Aber er trug auch den Anforderungen der demokratischen Zeit Rechnung, indem er mit uns Schülern in einer Arbeitsgemeinschaft die Erklärung der Menschenrechte und die Volkssouveränität behandelte. Luther, Friedrich der Große und Bismarck waren seine Helden, über alle erhaben. Als im Abitur 1928 der belesenste Schüler-ein „Edelkommunist“ - bezweifelte, daß Friedrich den Beinamen „der Große“ verdiene, hätte der Prüfling nach Fürsens Willen wegen „sittlicher Unreife“ die Reifeprüfung nicht bestanden. Mir klingt noch heute das Donnern in der tonnengewölbten Aula in den Ohren. Daß der „unreife“ Kritiker nicht durch das Abitur fiel, verdankte er dem Votum der „gemäßigten“ Lehrer, vor allem des von mir hochgeschätzten Prof. Dr. Emil Waschinski.

Der - ein kleiner Mann, ein Gelehrtentyp - stammte aus Westpreußen und war nach dem Kriege nach Kiel gekommen. Als einer der wenigen unserer Lehrer gehörte er nicht einer Rechtspartei an, sondern der Deutschen Demokratischen Partei. Sein Geschichtsunterricht zielte darauf ab, die Jugend zu kritischem Denken zu erziehen. Auch er war ein Verehrer Bismarcks. Was viele Konservative damals und später und auch heute noch Bismarck verübeln, seinen sogenannten „Kulturkampf“, d.h. die Auseinandersetzung zwischen Staat und der Katholischen Kirche, beurteilte Waschinski wesentlich positiver; denn seine Eltern hatten sich 1870 dem Absolutheitsanspruch des Papstes, dem Unfehlbarkeitsdogma, widersetzt und sich als Altkatholiken von der Römischen Kirche getrennt. Ein deutscher Historiker, Erich Schmidt, der 1937 mein Kollege als Lehrer in Schulpforta wurde, hat ein hochinteressantes, zugleich wahrhaft erschütterndes Buch über das Verhalten der damaligen deutschen Bischöfe geschrieben, ein Thema, das mit Vorliebe unter den Teppich gekehrt wird, aber nach wie vor virulent ist, mit der Frage, wie weit die Kirche politisch Stellung nehmen soll und darf.

Von der Parteien Haß und Gunst verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte, so ähnlich heißt es in Schillers „Wallenstein“. Das Gleiche gilt für viele große Männer und natürlich

auch für Bismarck. Als ich 1929 in Kopenhagen studierte, wurde ich mit zwei ganz verschiedenen Bismarcks konfrontiert. Prof. Knud Fabricius zeichnete ihn, um Objektivität bemüht, als den großen Politiker; für Prof. Vilhelm la Cour, einen engagierten Kämpfer für das Dänentum in Schleswig, war Bismarck ein „rotes Tuch“, der Mann von „Blut und Eisen“ - plakativ!

Mein erstes Referat, das ich als Student in Kiel zu halten hatte, lautete: „Die Zielsetzung in Bismarcks schleswig-holsteinischer Politik“. Genauso lautete der Titel eines Aufsatzes des früheren Kieler Professors und Bismarck-Biographen Arnold Oskar Meyer. Aber mittlerweile waren und seitdem sind weitere Arbeiten erschienen, die wesentliche Korrekturen ermöglichen, ja erfordern. In meiner Dissertation wollte ich mich anfangs mit „Bismarck im Urteil der Schleswig-Holsteiner“ auseinandersetzen, d. h. mit der weitgehenden Ablehnung, schließlich aber Anerkennung der Bismarckschen Politik. Aber ich wählte dann doch ein anderes Thema, nämlich Bismarcks größten Feind in Dänemark, den Führer der Eiderdänen, Orla Lehmann, Sohn eines deutschen Vaters und einer dänischen Mutter. Ein Rezensent hob in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ zweierlei an dem Buch hervor: einen starken Willen zur Gerechtigkeit, was einem ein so radikaler Mann wie Orla Lehmann nicht gerade leicht mache, und eine Kenntnis der nordischen Literatur, wie man sie in Deutschland selten finde. Beides rührt daher, daß ich mich mit der Problematik schon in meiner Jugend befaßt hatte; daher konnte ich schon als 22jähriger meine Doktorarbeit bei der Fakultät einreichen. Seitdem hat mich durch sechseinhalb Jahrzehnte Bismarck begleitet, als Geschichtslehrer (an Gymnasium, PH und Universität) und als Geschichtsschreiber, namentlich in meiner Landesgeschichte, die vor vier Jahren endlich herauskam.

Der Kieler Historiker Otto Becker hat über „Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung“ ein Buch von fast tausend Seiten geschrieben. Die Lektüre erfordert viel Zeit, viel Geduld. In meinem Buch kommt man schneller ans Ziel. Es beschränkt sich natürlich auf Bismarcks Bedeutung für Schleswig-Holstein; aber unser Land liegt nun einmal, gerade um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts, im internationalen Kreuzfeuer, und da ich mehr als viele andere Historiker mit der skandinavischen Literatur vertraut bin, konnte ich ein Bild zeichnen, das in manchem von anderen abweicht.

Wer die fünf Kapitel, also zehn Seiten liest, in denen Bismarck vorkommt, wird erfahren, wie ich Bismarcks Leistung beschreibe und beurteile. Ich vermeide plakative Urteile, wie „Mann von Eisen und Blut“, „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“, „Nach Canossa gehen wir nicht“ oder ähnliches. Man wundert sich vielleicht, daß ich das sage, denn ich liebe andererseits knapp- formulierte Zitate als Kapitelüberschriften, wenn solche sachlich treffend und aufschlußreich sind (wie z.B. „Wider das teuflische Hexengeschmeiß“, „Patria ubique“ (der weltbürgerliche Geist der Bernstorff-Zeit), „Germania sei's Panier“ (die deutsche Burschenschaft), „Nur noch Millionaire und Proletarier“ (Mittelstand gegen Großbetrieb 1848), „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“. Ich wäge also sehr genau ab, ob ich so oder so verfare, stets in der Absicht, anschaulich und treffend zu schreiben, den Leser zum Denken anzuregen und deshalb bisweilen zu provozieren.

Es muß zweifellos interessant sein, in unserem Bismarck-Jubiläumsjahr 1998 die mannigfachen Würdigungen, Be- und Verurteilungen, die Bismarck zuteil wurden oder noch werden, zu vergleichen. Nach meiner Überzeugung war Bismarck in der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage ein wirklicher „Meister der Politik“, so wie ihn viele Historiker bewerten: als einen Staatsmann, der „die Kunst des Möglichen“ beherrschte. Er war schon in den 1850er Jahren, als preußischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt, von der Einigung Deutschlands durch Preußen überzeugt. Mit einem Freund aus Göttinger Studententagen, dem dänisch-schwedischen Baron Blixen-Finecke. unterhielt er sich 1857 auf dessen Jagdhütte in Smaaland (Südschweden) über den nationalen Zusammenschluß der deutschen ebenso wie der nordischen Staaten; dann sollten beide Machtblöcke einen festen Kern im unruhigen Europa darstellen. Wie sehr Bismarck an einer friedlichen Einigung zwischen

Deutschland und Dänemark gelegen war, bewies er 1864. Gewiß hat er ebenso wie die Eiderdänen einen Krieg für möglich oder gar notwendig gehalten und durch seine kühl überlegene Politik, die in Schleswig-Holstein und in Preußen kaum einer verstand, die Eiderdänen zu „Vertragsbrechern“ und „Kriegsschuldigen“ gemacht. Dann aber hat er sich für eine echte, dauerhafte Aussöhnung zwischen Deutschen und Dänen eingesetzt: Er wollte eine Grenzziehung quer durch das umstrittene Herzogtum Schleswig, aufgrund einer international überwachten freien gemeindeweise erfolgenden Volksabstimmung - also entgegen den Parolen der feindlichen Parteien, hier „Up ewig ungedelt“, dort „Danmark til Eideren!“

Hätte Bismarck sich mit seinem Vorschlag bei den Dänen und den anderen europäischen Mächten, aber auch bei den „up-ewig-ungedelten“ Schleswig-Holsteinern durchgesetzt, wäre uns und der Welt möglicherweise viel „Eisen und Blut“ erspart geblieben.

# Grenzüberschreitungen

Das unruhige Leben der Emmy Ball Hennings (1885-1948)

von *KIRSTEN KOLB-WIEGAND*

Eine Gedenktafel am Eingang des schlichten Hauses in der Steinstraße 5 im nördlichen Flensburg überrascht auf den ersten Blick. In diesem Haus wuchs die kleine Emma Cordsen auf. Sie überschritt die engen Grenzen ihrer kleinbürgerlichen Herkunft und führte als Emmy Ball-Hennings ein außergewöhnliches und schöpferisches, wenn auch materiell armes Leben. Ihr Werk berechtigt dazu, sie in einem Atemzug nicht nur mit den in ihrem Geburtsort viel bekannteren Berühmtheiten (Hugo und Alex Eckener oder Käte Lassen z. B.) zu nennen, sondern auch mit den führenden Literaten und Künstlern ihrer Zeit. Heute gilt sie als begnadete Dichterin und Kabarettkünstlerin mit großer Ausstrahlung. Sie verfaßte Prosa und Lyrik, und die Bedeutung ihrer schriftstellerischen Arbeit wurde schon von den Literaten ihrer Zeit anerkannt. Hermann Hesse schrieb in seinem Geleitwort zu ihrem Erinnerungsbuch „Blume und Flamme“: „Daß nun nach langer Pause wieder ein Buch von Emmy Ball erschienen ist, begrüßen ihre Freunde mit Dankbarkeit. Es wäre schwer zu sagen, was die Freunde und Verehrer dieser Dichterin an ihren Büchern so sehr lieben, denn sie sind Ausdruck eines Menschen und eines „Schicksals mit Widersprüchen. Es sind Bücher, die alle den Charakter von Bekenntnissen haben, und dennoch scheinen sie dann oft wieder wie aus Spiel und reiner Künstlerfreude am Schönen entstanden, aus Freude am Bild, aus Freude an der Sprache, aus zartestem Gehör für ihre Unterströmungen und Melodien. Aber dann sind diese Bücher doch wieder nicht „reine“, nicht von Leben und seinen Kämpfen gelöste Dichtungen und sind das Gegenteil von l'art pour l'art. Sie sind ein Kampf um Wahrheit, ein Kampf um Verwirklichung menschlicher und christlicher Ideale, ein Schreien aus tiefer Not, durchbrochen von

aufleuchtendem Wissen um Erlösung und göttliche Liebe. Und welch schöne Gedichte hat Emmy Hennings geschrieben! Es wäre sehr an der Zeit, sie in einem Bande zusammeneln.“<sup>1</sup>

Emmy Ball-Hennings wird am 17. Januar 1885 als Tochter von Anna Dorothea und Ernst Friedrich Matthias Cordsen in Flensburg geboren. Die Eltern sind über vierzig, als sie zur Welt kommt. Für beide ist es die zweite Ehe, und der Vater bringt eine Tochter aus der ersten Ehe mit in die Familie. Sie ist sieben Jahre älter als Emmy, die sie sehr bewundert, aber nie das ersehnte engere Verhältnis zu ihr herstellen kann.

Der Vater arbeitet als Rigger (Schiffshandwerker für die Takelage) auf der Flensburger Werft, ist aber in jungen Jahren zur See gefahren und hat ein paar Mal die Erde umsegelt. Sie schildert ihn in ihren Erinnerungen „Blume und Flamme“ als einen stillen und gutmütigen Mann, der sein letztes Hemd weggeben würde. Emmy liebt es, wenn er von seinen Erlebnissen in der Fremde berichtet. Seine Erzählungen von Abenteuern und fernen Ländern beflügelt ihre ohnehin vorhandene Phantasie und haben sie ahnen lassen, daß es außerhalb des beschaulichen wilhelminischen Flensburgs eine andere Welt gibt.

Emmy schildert die Mutter als eine energische, doch gütige Frau, die umsichtig und entschlossen für ihre Familie sorgt. Durch sie wird Emmy mit Poesie bekannt. Anna Dorothea hat nämlich, für ihren ersten Mann, der auch zu See fuhr und dort den Tod findet, Gedichte abgeschrieben und ihm als geistige Nahrung auf seine Fahrten mitgegeben:

„Meine Mutter hatte ein schwarzes, fein gebundenes Buch, in das sie mit ihrer zarten, sorglichen Handschrift eine Anzahl Gedichte eingetragen hatte, die sie ihrem Manne Johannes bei seiner Rückkehr für die nächste Reise mitgeben wollte. Es waren einige geistliche Lieder und Gedichte von volkstümlicher Frömmigkeit. Da stand zu lesen:

An einem Sommermorgen ward ich jung.  
Da fühlt ich meines Lebens Puls  
Zum erstenmal,- und wie die Liebe sich  
In tiefere Entzückungen verlor,

## Erwacht ich immer mehr<sup>2</sup>

Die Gedichte mögen dazu beigetragen haben, ihren frühen Sinn für Sprache und Rhythmus zu fördern, die sie als Erwachsene ausdrucksstark umsetzt.

In dem Erinnerungsbuch „Blume und Flamme“ schildert sie in der von Hesse erwähnten Weise die Auseinandersetzung des Kindes mit Realität und Phantasie, während sie gleichzeitig ein Bild vom damaligen, alltäglichen Leben in Flensburg so lebendig und genau vermittelt, daß man die Atmosphäre förmlich spürt: „Langsam tauchen die ersten frühen Bilder aus meiner Kindeszeit auf, und ich sehe zunächst eine kleine, ungepflasterte Straße, weit draußen im Vorort der kleinen Hafenstadt. (...) Es hat viel für sich, in einer kleinen Straße geboren worden zu sein. Zwei Häuser rechts und zwei Häuser links, das ist leicht zu überblicken. In jedem Haus wohnen Familien, deren Geschichte man kennt, und was man nicht kennt, errät man. Jedes zweistöckige Haus hat an der Vorderfront acht Fenster, während es auf der Rückseite, nach dem Hof und Garten zu, vier Fenster hat, und überall hängen Tüllgardinen mit mehr oder weniger interessanten Mustern. Es waren Wege, die in die Wälder führten, in eine Gegend, in der noch kein Mensch gewesen war, nur ich, nur ich. Die Gardinen, hinter denen ich geboren bin und die ich als Kind Tausende von Male bewundert habe, muß ich erwähnen. Es waren Wintergardinen, und daher aus dunkelbraunem Kattun. Das Muster war entzückend. Grüne Zweige, kleine Bäume, in denen viele bunte Vögel singend saßen. Daß sie sangen, war leicht zu sehen, denn sie hatten die Köpfchen ein wenig nach oben gestreckt und die Schnäbel geöffnet. Es war der reine Frühling im Winter. Ein Blütenwald mitten im Januar, und oft habe ich die Gardinenvögel angesungen, wenn die Fenster noch halb mit Eisblumen bedeckt waren: Alle Vögel sind schon da, alle Vögel, alle.“<sup>3</sup>

Diese Art der genauen Wahrnehmung und die plötzliche Entrückung durch Phantasie bleiben typisch für Emmy ein Leben lang. Sie ist vom Kindergarten begeistert, vor allem von der von ihr so verehrten „Tante Petersen“, und ist überzeugt, daß diese ein

Engel sei: „Heute weiß ich es nicht mehr so genau, aber damals, als fünfjährige, ließ ich mich nicht durch den Augenschein verblüffen. Tante Petersen trug schlichte Lederschuhe mit halbhohen Absätzen, aber damit konnte sie mich nicht täuschen. Ich wußte ja, daß sie ein Engel in Menschengestalt war.“<sup>4</sup> Von der Schule ist Emmy weniger begeistert. Ihre Abneigung am ersten Schultag hält sich eigentlich die ganze Schulzeit über: „Kurz vor dem Nordertor ragte das Schulhaus, dunkel und sehr hoch. Ich hatte schon in der Stadt große Häuser gesehen. Das Schulhaus musterte ich jedoch mit besonderer Aufmerksamkeit, um dann meiner Mutter zu erklären, es sei mir zu groß, und ich wolle da nicht hinein.“<sup>5</sup>

Auch in den sieben Jahren, die Emmy noch in der Volksschule verbringt, ändert sich da wenig. Mit Mathematik freundet sie sich nie an. Allerdings liebt sie Religion und ist eine begabte und begeisterte Aufsatzschreiberin. Sie überrascht ihren Lehrer mit einem zwölfseitigen Aufsatz über Heinrich den Löwen, wo doch nur drei bis vier Seiten vorgeschrieben waren. Sie hat ihren Großvater die Geschichte erzählen lassen, und der Lehrer ist so angetan, daß er den Aufsatz behalten will. Dies ermuntert Emmy zu erzählen, sie habe auch eine Studie über ihre Eltern mit dem Titel „Die Entgleisten“ geschrieben. Der Lehrer findet es wohl etwas wenig respektvoll. Die Entgleisung besteht aber darin, daß die Eltern sich nicht abenteuerlich genug aufführen.

In der Zeit schreibt sie viel und spielt mit ihren Freunden Theater. Jedoch hat sie auch Gelegenheit, in das richtige Theater zu gehen, da sie bei ihrem Lehrer als Laufmädchen etwas Geld verdient. Sie ist stolz darauf und vermehrt es auch noch geschäftstüchtig, um die Dramen von Schiller, Lustspiele und auch einmal Gerhart Hauptmanns Stück „Hanneles Himmelfahrt“ zu sehen, das sie tief beeindruckt.

Viele Erlebnisse aus der Kindheit bleiben immer in Emmys Gedächtnis, sind Voraussetzungen für ihre spätere Entwicklung. So zum Beispiel die Begegnung mit den frommen katholischen Geschwistern Veronika und Aloisius. Sie schildert in „Blume und Flamme“ diese Begegnung beinahe als eine Offenbarung: Es ist

November, alle Leute sind dunkel gekleidet, gehen mit Kränzen zum Friedhof. Es ist vielleicht Totensonntag. Da sieht sie das Geschwisterpaar, hell gekleidet, munter spielend. Sie kommen ins Gespräch. Die beiden Geschwister benehmen sich freundlich, erklären ihr Begriffe des katholischen Glaubens, vor allem erzählen sie von den Heiligen und schenken ihr ein Heiligenbild. Besonders der Glanz und die Ausstrahlung des Heiligenbildes beeindruckt Emmy sehr. „Es war wohl die Macht eines völlig unberührten, klaren und starken Kinderglaubens, dessen Hauch mich traf. Besonders das Mädchen hat in mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Beinahe möchte ich annehmen, es seien weniger die Worte gewesen, die Veronika zu mir sprach, als vielmehr etwas wunderbar Schönes, daß in ihr gewesen sein muß. Es kann nur jener helle Taubenglaube sein, von dem es heißt, daß er Berge zu versetzen vermag. Das strömte auf mich über, und ich war fähig, es aufzunehmen.“<sup>6</sup> Später konvertiert Emmy zum Katholizismus.

Auch andere Erlebnisse und Träumereien aus der Kindheit weisen auf ihr späteres Leben hin, vor allem auf ihre für immer geliebene spontane und intensive Art, sich mit den Geschehnissen auseinanderzusetzen. Mit Emmys Konfirmation und damit auch mit der Beendigung der Schule wird dem scheinbar erst einmal ein Ende gesetzt. Ein Mädchen aus ihrer sozialen Schicht, wird ihr geraten, sollte am liebsten heiraten und bis dahin eine passende Beschäftigung finden, also im Haushalt, im Restaurationsbetrieb oder Ähnlichem. Dafür setzt sich vor allem ihre bodenständige und resolute Mutter ein. Emmys brennender Wunsch, Schauspielerin zu werden, kann auf keinen Fall erfüllt werden, da diese zu der damaligen Zeit keinen guten Ruf haben, als „Zigeuner“ gelten und die Schauspielerei somit keine günstige Voraussetzung für eine solide Ehe ist.

Emmy fügt sich, wenn auch nicht ohne Enttäuschung: „In den nächstfolgenden Tagen blieb ich still und in mich gekehrt. Sprachübungen machte ich keine mehr. Es war nicht mehr nötig. Jedenfalls vorläufig nicht. Ganz festgerannt kam ich mir vor, wußte nicht, was aus mir werden sollte. Gegen den Willen mei-

ner Eltern war ich nicht fähig, etwas zu unternehmen (...). Meine liebe Mutti begann ich freilich etwas kritisch zu betrachten. Die Schauspielerei sei nichts Solides, hatte sie gesagt. Solide? Was war denn überhaupt solide? Zuverlässig, reell, ehrlich, grundehrlich?“<sup>7</sup>

Also studiert man statt dessen die Anzeigen in den Zeitungen. Aber diese sechzehnjährige Emmy wäre nicht Emmy, hätte sie nicht versucht, ihr Schicksal in eine abenteuerliche Richtung zu lenken. Sie setzt durch, daß sie sich zunächst auf eine exotische Anzeige, die nach einer „reifen, versatilen Frau“ als Reisebegleiterin nach Ägypten fragt, bewerben darf. Sie darf, erhält jedoch eine nette Absage - und bald tritt sie eine Stelle im Hause eines Oberlehrers in der Duburger Straße an. Dort wird sie im großen und ganzen gut behandelt und ist bestrebt, sich zu bewähren und ihre erste Stellung bis zum Vertragsende auszufüllen. Sie erträgt kleine Scharmützel mit den anderen Hausmädchen, eine Beschuldigung, sie sei schwanger, und die Tatsache, daß Dienern ihr schwerfällt, und hält durch. Doch nicht bis zum bitteren Ende.

Die Art ihres vorzeitigen Weggangs ist typisch für ihre spontanen und konsequenten Entscheidungen: Der Kaiser besucht die Stadt. Emmy will ihn unbedingt sehen. Sie besorgt Blumen und schönes Briefpapier. Darauf schreibt sie eigens einen Vers als Gruß, der in den Blumen stecken sollte, und erweitert ihn durch die Bitte, sie als Schauspielerin zu fördern, allerdings nicht finanziell. Sie bittet also ihre Dienstherrin um Urlaub, aber es ist Samstag und Fensterputztag, und es gibt kein Einsehen. Nach längerer Diskussion ist das letzte Wort der Frau: „Bildest du dir etwa ein, daß ich auf nüchternen Magen mich mit dir über den Kaiser unterhalten will? Also bitte, nachher. Hast du schon die Stiefel geputzt?“<sup>8</sup> Worauf Emmy antwortet: „Jawohl. Aber ich habe noch nicht gekündigt, was ich hiermit tue.“<sup>8</sup> Daraufhin verbringt sie einen großen Teil des Tages in der Stadt, bis sie den Kaiser endlich sieht und den Blumenstrauß in eine Falte der Kalesche des kaiserlichen Wagens platzieren kann, allerdings ohne Brief, um den sie noch mit ihrer Dienstherrin, die ihn findet

und lesen möchte, eine Auseinandersetzung hat. Zur Kaffeezeit trifft sie mit Sack und Pack bei ihrer erstaunten Mutter ein.

Die nächste Stelle, in einer Gastwirtschaft, findet Emmy schon angenehmer. Sie trifft da eine Katholikin, nämlich die Mamsell, die sie ihrer Schönheit und Güte wegen anhimmelt. Sie leiht sich von ihr ein Buch, in dem die heilige Messe erklärt wird. Sie fühlt sich von den Mysterien des katholischen Glaubens noch immer fasziniert.

Die Tatsache, daß die Mamsell über dreitausend Mark gespart hat, führt indirekt zu Emmys unehrenhafter Kündigung. Ihre später legendäre und prompte Hilfsbereitschaft bringt sie hier zum ersten Mal, - im weiterem Lebensverlauf immer wieder -, in erhebliche Schwierigkeiten: Sie wird unfreiwillig Zeugin, wie ihr Chef einem ihr unbekanntem Herrn, die Bitte abschlägt, ihm dreitausend Mark vorzustrecken. Sie leidet mit dem bettelnden Mann, und als er geknickt das Gasthaus verläßt, stürzt sie ihm hinterher, um ihm zu sagen, daß sie schon Hilfe wüßte - an die dreitausend Mark der Mamsell denkend. Sie führt ihn in eine nahe gelegene Arbeiterkneipe, da sie ja lieber nicht in das Gasthaus, in dem sie arbeitet, gehen möchte. Hier erklärt sie ihm, daß er sich keine Sorgen machen müsse, sie wolle ihm dreitausend Mark verschaffen. Natürlich hat die Mamsell nicht die geringste Lust, ihr Erspartes durch Emmy an irgendeinen ihr unbekanntem Mann zu verschenken. Emmy muß beim nächsten Treffen in dem Arbeiterlokal dem Unglücklichen den negativen Ausgang beichten. Obwohl die Geschichte hiermit eigentlich erledigt ist, trifft sich Emmy mehrere Male noch mit dem verheirateten Mann, und als er seiner Schulden wegen ins Gefängnis muß, besucht sie ihn auch noch. Der Mann ist über fünfzig Jahre alt. „mit glattrasiertem Schreibstubengesicht“, so daß Emmy gewiß nicht in ihn, sondern eher in ihre heldenhafte Helferrolle verliebt ist. Dies sieht man in der kleinen Stadt aber anders, und ihr guter Ruf ist hin und daraufhin ihre Stelle bald weg.

1901, während die nun sechzehnjährige Emmy in einer Gastwirtschaft arbeitet, stirbt ihr Vater. Sie zieht daraufhin mit ihrer Mutter in die Duburger Straße und findet in einem fotografischen

Atelier in der Angelburger Straße eine Stellung als Kopiererin. Sie verdient hier nicht viel, fühlt sich aber sehr wohl. Der Fotograf ist Däne und hat noch zwei Mädchen angestellt, die dänisch sprechen. Das eine ist eine gebürtige Dänin, die nur wenig deutsch spricht, das andere ist dänischer Abstammung und kann beide Sprachen sprechen. Die drei Mädchen verstehen sich gut und singen während der Arbeitszeit abwechselnd deutsche und dänische Volkslieder und übersetzen sie gegenseitig, und so lernt Emmy dänisch und dänische Lieder kennen. Sie hat später für ihre Auftritte einige dänische Lieder übersetzt und vorgetragen - wie sie übrigens auch manchmal plattdeutsche Lieder gesungen hat.

Die Mutter hätte ihre mittlerweile 18jährige Emmy ja am liebsten zeitig verheiratet gesehen, und Emmy in ihrer energischen Art unternimmt durchaus einige Versuche, sich zu verloben, um ihre Mutter zu erfreuen. Diese erinnern allerdings eher an ihre schwärmerische Helfermanie als an den wirklichen Willen, eine Ehe einzugehen. Sie sucht sich unter anderem einmal einen blinden Musiker aus, ein anderes Mal einen Vater vieler Kinder, der von der Frau verlassen worden ist. In Wirklichkeit hat sie nur den einen Wunsch: Schauspielerin zu werden! Und sie ist in dieser Hinsicht nicht untätig. Sie spielt Dilettantentheater und wird als „Venus im Grünen“ bejubelt. Sie nimmt Kontakt zu einem Schauspieler des Stadttheaters auf, der sich bereit erklärt, ihr Schauspielunterricht zu geben, wogegen sich die Mutter hartnäckig sträubt. Emmy versucht immer wieder, ihre Mutter umzustimmen, muß aber bei folgendem mütterlichen Satz schweigen und sich fügen: „Wozu brauchst du dramatischen Unterricht? Den wirst du noch genug im Leben bekommen. Verlaß dich drauf.“<sup>9</sup>

In dieser Zeit geschieht es auch, daß sie an der Kaserne vorbeigeht und hört, wie die Soldaten das „Kaiserlied“ singen. Sie bleibt stehen und fällt in eine Art träumerische Trance: „Dann aber bewegten mich urplötzlich die wenigen Worte ‚Liebling des Volkes zu sein‘ so sehr, daß ich völlig vergaß, wo ich mich befand. Es war jenes unbestimmte, starke Sehnen, von dem junge

Menschen manchmal befallen werden, wenn sie mit ihrem Leben noch nicht wissen, wohin es strömen soll. Ich spürte das Blut in meinen Adern rauschen wie in einem breiteren Flußbett. Es war ein Aufruhr in mir, der Lust und Schmerz zugleich war. Ich ahnte Taumel und Winde, die ich würde leben müssen. Vor dem mächtigen Überfall, der mir wie etwas völlig Fremdes vorkam, wähnte ich in weite Fernen zu vergehen. In ein Unabsehbares schien ich zu gleiten, und fand weder Ferne noch Ziel. Einer Ohnmacht nahe, schloß ich die Augen, um mich allmählich wieder zu finden. Von dieser Zeit an hatte ich oft solche Entrückungen, die aber stets wie begleitet waren von den Worten des Liedes: ‚Liebling des Volkes‘ zu sein. Dies vielleicht, weil ich die Worte zufällig singen hörte, als mich der erste Anfall überraschte.“<sup>10</sup>

Es ist die Sehnsucht eines empfindsamen jungen Mädchens nach dem Unbekannten, das in der Zukunft liegt, aber es ist vor allem der Wunsch, bewundert, berühmt und angebetet zu werden, und vielleicht im Ansatz die Sehnsucht nach dem Mystischen, mit dem sie sich später im Leben auseinandersetzen wird. Sie kommt auf diesen Vergleich mit dem Kaiser in ihrem dritten Erinnerungsbuch „Ruf und Echo“ mit etwas kritischeren Untertönen zurück und erwähnt auch in einem späteren Weihnachtsbrief an Hermann Hesse, daß sie eine Geschichte mit dem Titel: „Liebling des Volkes“ geschrieben habe. Sie relativiert ihr Gefühl nicht, aber sie hat Erfahrungen zu diesem Thema gemacht.

Eines Tages bekommt sie von einem Verein eine Einladung, in einem Theaterstück mitzuspielen. Sie geht mit einer Freundin zur ersten Leseprobe in der Angelburger Straße. Unter den jungen Leuten, die da warten, trifft sie zum ersten Male den Schriftsetzer Joseph Paul Hennings, ihren ersten Ehemann: „Wir waren sofort, wie schlagartig voneinander-ja - ich kann nicht anders sagen - bezaubert. Es war als, als hätten wir lange aufeinander gewartet. So unwiderstehlich fühlten wir uns voneinander angezogen, wie zwei Magnete einander anziehen müssen, ob sie wollen oder nicht. Wir flogen aufeinander zu, als triebe uns eine Macht, die weit über unsere Kraft hinausging.“<sup>12</sup>

Vielleicht hat sich Emmy in eine magische Liebe geträumt. Im Alltag stellt es sich schon früh heraus, wie verschieden beide sind. Sie, die spontane und christlich eingestellte junge Frau, hat einen prinzipiell denkenden Atheisten und Abstinenzler geheiratet, der geduldig erwartet, daß sich seine junge Frau mit der Zeit seinen Ideen anschließt. Das junge Paar bekommt im ersten Ehejahr einen Sohn. Sie freuen sich beide sehr, und sie versuchen um so mehr, mit ihrer Unterschiedlichkeit zu leben. Trotz beidseitiger Bemühungen und trotz vorhandener Zuneigung stellt Emmy kurz nach der Geburt fest: „Nun hatte ich das ersehnte Kind, und dies war, ehrlich gestanden, buchstäblich das Einzige, was mich in meiner Ehe befriedigte, aber dies Eine genügte nicht. Würde der Frau das Kind genügen, konnte sie es genau so gut von irgendeinem haben, der sie nachher verließ, allein ließ, und das Kind mußte nicht vom Ehemann sein. Ich hatte mir unter der Ehe etwas anderes vorgestellt, als das war, was sich mir bot.“<sup>13</sup>

Diese Gedanken entsprechen Emmys vielleicht nicht bewußten Ansicht über die Konsequenzen des echten Gefühls. Die Ehe bedeutet ihr eben viel mehr: „Ich glaubte, es müsse ein gegenseitiges Verständnis da sein, ein ruhiges Sichhineinnehmen können, ein schönes Betrachten und Dulden des anderen Wesens, ein allmähliches Ineinanderleben, eine gegenseitige Beeinflussung, die kaum spürbar war.“<sup>14</sup> Im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art, nach den ihr eigenen spontanen Gefühlen zu handeln, scheint sie diesmal, in bürgerlicher Form ausnahmsweise befangen, sich unterzuordnen. Sie erträgt dieses Gefühl nicht, und es entwickelt sich bei ihr zu einer Depression, die letztendlich die Ursache für den Weggang der kleinen Familie aus Flensburg ist. Der Arzt schlägt nämlich eine Luftveränderung vor, um ihre Schwermut zu vertreiben. Daraufhin siedelt die junge Familie nach Elmshorn über, wo sie einen kleinen Konsumladen betreiben wird. Es ändert jedoch wenig an der Ehe. Dazu kommt noch, daß Emmys Mann sich mit dem Laden nicht ausgelastet oder befriedigt fühlt. Er ist unruhig und liest viel. Obwohl sie finanziell keine Not leiden, verdingt sich Emmy als Wäscherin, um damit

dem Ehemann neue Bücher und Zerstreuung zu ermöglichen. Den kleinen Jungen muß sie zum Waschen mitnehmen, auch als er an Keuchhusten erkrankt. Dann eines Tages schlägt der rastlose Hennings vor, sie sollten sich einer reisenden Theatertruppe anschließen, und bittet auch schon in einem Brief Emmys Mutter, den kleinen Jungen abzuholen. Diese reist sofort an und ist natürlich nicht sehr angetan von dem, was sie vorfindet. Um so lieber nimmt sie den kleinen Enkelsohn mit nach Flensburg, wo die vermeintlich gute Seeluft zu seiner Genesung beitragen soll. Eigentlich hätte Emmy sich nun freuen müssen. Sie hat wieder die Gelegenheit, ihren Traum zu erfüllen, nämlich sich dem Theaterspiel ganz hinzugeben, aber sie ist psychisch angeschlagen: „So sehr es mich nun selbst einmal zur Bühne gedrängt hätte, wäre in dieser Periode kein Mensch, der mich hätte beobachten können, auf den Gedanken gekommen, daß mir das Spielen je Vergnügen bereitet hätte. Ich war völlig gleichgültig, und ich glaube Gaute (der im Erinnerungsroman benutzte Name für Joseph Hennings) hätte genau so gut eine Bauernkate übernehmen können und ich hätte mit dem selben Gleichmut melken und mähen gelernt, als mein Gesicht schminken. Es war eine Entschlossenheit in mir, mich dem Leben zu stellen und wie taub das auszuführen, was von mir verlangt wurde.“<sup>15</sup> Emmy muß sich dem Leben bald ganz anders stellen. Als sie auf Fehmarn gastieren, verschwindet ihr Mann sang- und klanglos von der Truppe und von ihr. Kurze Zeit später erfährt sie vom Tod ihres Sohnes in Flensburg und lernt, solche Schicksalsschläge zu verkraften und auf der Bühne weiterzumachen. Sie ist nun auf sich allein gestellt. Die Schauspieltruppe spendet ihr vorerst viel Wärme und Trost, und mit dieser Ersatzfamilie begibt sie sich im Zickzackkurs, den die verschiedenen Engagements mit sich bringen, auf den Anfang des Weges, der sie schließlich in die Metropolen führt, wo sie, wie sie sich es gewünscht hat, ein klein bißchen zum „Liebling des Volkes“ aufsteigt - allerdings wohl eher der Liebling des „Bohemevölkchens“ als der der großen Massen. Bald nach dem Tod ihres Sohnes merkt Emmy, daß sie erneut schwanger ist. Ihr Ehemann, Joseph Hennings, ist spurlos ver-

schwunden, aber sie reagiert nicht verzweifelt oder bekümmert. Sie empfindet, daß Gott sie auf diese Weise trösten wollte, und beschließt, sich auch auf das Kind zu freuen. Mit dieser Entscheidung sind alle Zweifel oder Unsicherheit verschwunden, und wenn sie gefragt wird, von wem das Kind sei, antwortet sie: „Von einem Manne und vom lieben Gott.“<sup>16</sup> Vielleicht ist es für sie leichter gewesen, eine solche Entscheidung zu treffen, weil sie mit einer Truppe lebt, in der sie ihr Brot verdienen kann, Zuwendung erhält.

und die aus Menschen besteht, die etwas außerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft leben und damit auch nicht mit deren Vorurteilen behaftet sind. Die junge, schwangere Emmy spielt in dieser Zeit viele unterschiedliche Rollen in verschiedenen schleswig-holsteinischen Städtchen und anderswo und hat sicher dabei das Schauspielerhandwerk gründlich gelernt. Ihre Tochter Annemarie wird im Spätsommer in der Nähe von Görlitz geboren, wo sich die Theatertruppe gerade befindet. Doch die Truppe fällt im Herbst auseinander, und Emmy beginnt bis zum nächsten Engagement im darauffolgenden Sommer in Dithmarschen eine lange Wanderung mit einem gewissen Ravelli, der, wie sie, von der Truppe übriggeblieben ist, und ihrer Neugeborenen. Emmy hat bei der Gelegenheit vor, ihre Mutter in Flensburg zu besuchen, um ihr das neue Enkelkind zu zeigen, von dem sie noch gar nicht weiß. Die beiden Wanderer verdienen sich etwas Geld mit Gelegenheitsarbeiten und übernachten auf Heuböden und bei Bauern. Gelegentlich haben sie so wenig zu essen, daß es fast unmöglich ist, an Apfelbäumen vorbeizugehen, ohne Äpfel zu stehlen. Emmy versucht einmal Ravelli anzustiften, ein paar für sie zu stibitzen, aber er bleibt fest und widersteht der Versuchung, deutet aber an, daß sie nicht unbedingt immer so fest sei. „Das betrübte mich, denn ich wußte ja selbst am besten, daß ich ‚anders‘ konnte, und ich wagte nicht einmal zu behaupten, daß es mir in Schwieloch so völlig zuwider wäre, wenn ich auf der Straße ein bißchen Geld gefunden hätte, eine Briefftasche mit acht bis zehn Mark. Sich als braver, anständiger Mensch fühlen, das hat bestimmt viel für sich, aber hier in Schwieloch kam's mir

doch vor, als sei dies sichere Bewußtsein der Ehrlichkeit und Ehrbarkeit mehr eine Angelegenheit für bessere Zeiten. Es war vielleicht gar ein Schmuckstück, das man zur Schau tragen konnte und das man versetzen mußte, sobald der Hunger sich einstellte.“<sup>17</sup>

Es ist nicht das erste Mal, daß Emmy so arm dasteht, aber eben auch nicht das letzte Mal. So oft in ihrem Leben hat sie sich wahrscheinlich gegen die Moral entscheiden müssen, um an das tägliche Brot zu kommen. Das ist ihr sicherlich nicht leichtgefallen, andererseits hätte sie wohl nie mehr ihre Freiheit aufgeben:

„Nie hatte ich unverrückbar ein bestimmtes Ziel vor Augen. Meine Methode war, wenn ich dies Methode nennen darf, mich nahezu blindlings den Zufällen des Lebens zu überlassen, was mir jenes Gefühl von Ungebundenheit, von Freiheit verschaffte, ohne das ich nicht hätte sein können.“<sup>18</sup>

Sie fügt hinzu, daß das Gelingen dieser Methode allerdings eine gewisse Zielsicherheit - oder wie bei ihr - Gottvertrauen voraussetze. Mit dieser Erkenntnis setzt Emmy ihre Schauspielerei fort, nachdem sie zunächst ihre kleine Tochter in die Obhut der Mutter in Flensburg gegeben hat. Sie trennt sich in aller Freundschaft von Ravelli, als dieser Arbeit auf einem Hof bei Husum findet, und begibt sich nun allein und frei auf den Weg zu ihrem nächsten Engagement in Bremen. Sie findet leicht Beschäftigung, treibt es in der folgenden Zeit aber mit der Freiheit zu weit und hält selten einen Vertrag bis zum Ende. Sie läßt sich von anderen Theatern abwerben oder folgt plötzlichen Einfällen, irgendwohin zu reisen, wo sie sich das Leben aufregender vorstellt. So ist sie in dem Jahr 1907 ständig unterwegs, von kleinen deutschen Provinznestern, über Budapest nach Moskau und St. Petersburg und wieder zurück nach Hamburg und Köln, bis sie zunächst in der Berliner, aber vor allem in der Münchener Boheme ihre Bleibe und Bestimmung findet. Sie hat in dieser Zeit jedoch kein fortwährendes Engagement, muß darum auch gelegentlich noch Beschäftigungen als Hausierererin oder Servierererin suchen und hat wohl auch den einen oder anderen „Kavalier“

begleitet, um zu überleben. Dieses Gedicht, das allerdings später geschrieben ist, zwischen 1913 und 1922, mag eine Stimmung in Zeiten der Not wiedergeben:

„Mädchen am Kai

Hab keinen Charakter, hab nur Hunger,  
Ich Passagier im Zwischendeck des Lebens,  
Geliebt und gehaßt hab ich vergebens,  
Und jeden Abend auf der Lunge,  
Und diese Kunst, die geht nach Brot.  
Und kann man sterben wohl vor Scham?  
Ich bin so müde, lendenlahm,  
Und dennoch: Zähne gesund, mein Mund ist rot.  
Madonna, laß mich fallen in tiefen Schacht,  
Nur einmal noch: behütet sein ...  
Lieb mich von allen Sünden rein.  
Sieh, ich hab manche Nacht gewacht.“<sup>19</sup>

Häufig zieht es Emmy unterwegs in die katholischen Gotteshäuser. Sie bleibt immer eine Suchende und fühlt sich weiterhin vom katholischen Glauben angezogen, obwohl sie sich vergegenwärtigt, daß sie den Heiligen nie mehr so unschuldig gegenüberstehen könne wie beim ersten Mal, als sie sich als heranwachsendes Mädchen in die katholische Kirche in Flensburg gewagt hat. Wahrscheinlich sagt es ihr daher zu, wie ihre katholischen Kolleginnen mit Ablaßgebeten ihr Leben bewältigen und wie der Glaube dazu berechtigt, Verzeihung zu erlangen. Möglicherweise begeistern in Wirklichkeit eher die magisch-mystischen Heiligenlegenden und die beeindruckenden Riten des katholischen Gottesdienstes Emmys empfängliches Gemüt. Sie hat deswegen auch nie Schwierigkeiten gehabt, ihr freizügiges Bohème-Leben mit ihrem Glauben zu vereinbaren. Sie kennt und verlangt keine Dogmen.

Emmy schreibt zu dieser Zeit schon Gedichte - als Briefe, als Entschuldigungen oder als Zeitvertreib. Manchmal werden sie als Beitrag in einer Zeitschrift veröffentlicht und bringen sogar ein wenig Geld. So lebt sie ohne bestimmtes Ziel, seit ihre Wander-

jahre 1906 beginnen, mal als Schauspielerin, manchmal als bewunderte Chansonette mit internationalen Engagements, gelegentlich schreibend, auch als ganz arme Frau, der nur die Hoffnung bleibt. Mit diesem Hintergrund kommt sie 1908 in Berlin an und tritt im „Cafe des Westens“ auf, das Cafe, in dem viel schillerndes Volk verkehrt und auch die bedeutendsten jungen Literaten der Zeit. Hier wird sie „entdeckt“. Ob es ihr Freund Ferdinand Hardekopf oder Karl Kraus oder vielleicht John Hoexter war, ist strittig. Sie trifft jedenfalls hier viele expressionistische Literaten und fühlt sich ihnen sofort zugehörig. Aus dieser Zeit gibt es eine Erzählung von Emmy, eine anrührende Beschreibung, wie schwer es ist, eine Großstadt zu erobern: „Vor der Premiere.“ Sie schildert hierin, wie sie sich am Nachmittag nicht in das Cafe traut, in dem sie auf dem Plakat als Sängerin des Abends groß angekündigt ist, weil sie spürt, wie sich die Leute über ihre heruntergekommene, vielleicht auch auffallende Kleidung amüsieren. In ihrer Unterkunft angekommen, trinkt sie Cognac, malt sich aus, wie schön sie sich am Abend schminken werde, tröstet sich damit und schläft erleichtert ein bis zum Auftritt am Abend.

Wie ihre neuen Freunde reist Emmy zwischen München und Berlin hin und her, wobei sie sich für München als Wahlheimat entscheidet. Sie trifft hier Literaten wie Johannes R. Becher, Erich Mühsam, Frank Wedekind, Ferdinand Hardekopf, um nur einige zu nennen, die in dieser Zeit Rang und Namen haben. Auch freundet sie sich mit dem Maler Reinhold Junghans an. Durch ihn erhält dessen Freund Franz Werfel Kenntnis von ihren Gedichten. Sie werden 1913 unter dem Namen „Die letzte Freude“ in der Reihe „Der jüngste Tag“ veröffentlicht. Emmy bedauert diese Münchener Jahre sehr viel:

„München wurde in mancherlei Hinsicht für mein späteres Leben entscheidend. Ich kam hier rasch in einen Kreis von gebildeten Menschen, die natürlich einen günstigen Einfluß auf mich ausübten. In unserem Kabarett, das auch literarisch einen guten Ruf hatte, verkehrte die Boheme; viele Ausländer waren anzutreffen, aber auch bedeutende Künstler und Schriftsteller. Dies war ein

Verkehr, der für mich sehr anregend wurde. Interessen, die vorher in mir geschlafen hatten, erwachten jetzt zum Leben. Ich wurde mit der bildenden Kunst und der modernen Literatur vertraut gemacht und lernte bewußter als vorher aufzunehmen, was schön und gut war. Mir war, als ströme mir die Fülle des Lebens, alles, was schön sein kann, von allen Seiten zu.“<sup>20</sup>

Sie tritt in der bekannten Künstlerkneipe „Simplizissimus“ auf. Ihre Lieder und ihre Art vorzutragen werden geschätzt, und auch ihre Gedichte finden Anerkennung:

„Auch Damen waren engagiert: Die Chansonette Annie Trautner, ferner eine Sopransängerin von echt Münchener Aussehen und Gehabe, die den poetischen Namen Mucki Berge führte, und auch Emmy Hennings, die niedliche Pikanterien vortrug, von ihrer eigenen Berufung zur Dichterin aber wohl selbst noch keine Ahnung hatte“<sup>21</sup>, schreibt Erich Mühsam in einer Schilderung des Lokals.

Emmy hat mit vielen ihrer berühmten, unruhigen Zeitgenossen Affären, wovon man in deren Tagebüchern erfahren kann, da sie aus verständlichen Gründen dieses Thema in ihren Erinnerungen diskret behandelt. Sie lebt auch in dieser Hinsicht so frei wie immer, nur für sich selbst verantwortlich. Man kann sagen, sie lebt genau so frei wie die männlichen Bohemiens. Deswegen verkennt die häufig benutzte Bezeichnung „Muse der Maler und Dichter“ ihre kabarettistische und dichterische Gabe. Emmy singt, Emmy schreibt und wird in ihrem Kreis auch als Künstlerin respektiert. Umgekehrt haben auch viele ihrer Freunde sie zu Gedichten inspiriert, und die müßten demnach gleichfalls als Musen bezeichnet werden. Es leben in diesem Kreis zahlreiche, später sehr anerkannte Verfasserinnen und Lyrikerinnen mehr oder weniger ebenso frei und exzessiv wie Emmy: Else Lasker-Schüler, Else Rützel und viele mehr. Außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft entsteht für diese Frauen die Möglichkeit, unabhängig ihren eigenen Weg zu gehen. Sie propagieren nicht die Emanzipation, sondern nehmen sie einfach für sich in Anspruch. Und Emmy lebt in ihrem kleinen Atelier in der Theresienstraße exzessiv, alles auskostend. Wie viele ihrer Freunde trinkt sie

Absinth, nimmt Rauschgift wie Kokain und Morphinum. Ihre Wohnung scheint davon geprägt zu sein. Erich Mühsam beschreibt sie in einem Tagebucheintrag 1911: „Nachts zu Emmy aufs Atelier. Das ist eine wüste Bude. Ein mächtiger Raum, dessen ganzes Mobiliar in einem dürrtigen Lager, einem Ecktisch, einer primitiven Waschvorrichtung, ein paar unterschiedlichen Sitzgelegenheiten und einer Staffelei besteht. Alles unheimlich verschmiert, ein wüstes Durcheinander von Abfällen, Papier, kleiderähnlichen Stoffen und Malergerätschaften. An den Wänden Zeichnungen von allen Bekannten und Heiligenbilder, Kreuze und ähnliches. (...) Morax und Ida und Engert lagerten in dem Atelier (...).“<sup>22</sup>

Noch lange bis in ihre Züricher Zeit schlägt sie sich mit ihrem Drogenproblem herum, das sie mit vielen ihrer Freunde teilt, u. a. den Literaten Ferdinand Hardekopf und Johannes R. Becher.

Das ausschweifende Leben hinterlässt Spuren in ihrem Gesicht - zu sehen auf zeitgenössischen Bildern von Junghans, und ihr Verhalten ist oft exaltiert und auffallend. Durch die freie Liebe innerhalb des relativ kleinen Kreises gibt es viele Eifersüchteleien, und Emmy hält sich keineswegs zurück. Es gibt öffentliche Szenen und Schlägereien. Einmal prügelt sie vor einem Cafe auf Hardekopf ein, wie Else Lasker-Schüler beobachtet. Mit ihr verbindet übrigens Emmy lange Zeit eine tiefe Feindschaft. In dieser wilden Zeit, nämlich im Sommer 1911, konvertiert sie zum katholischen Glauben. Vorerst kann die Religion sie aber nicht aus ihrem Dilemma erlösen, wollte man dem folgenden Eintrag Erich Mühsams in seinem Tagebuch glauben: „München, Freitag 21. Juli 1911 —

Eben geht Bolz fort. Er erzählt Schauernmärchen von Emmys Zustand, die anscheinend in kompletten religiösen Wahnsinn verfallen ist. Sie verflucht mich und fast alle übrigen Freunde als Ketzer, halluziniert den Teufel, der sie an den Beinen zieht, und in ihrer kleinen armen Psyche scheint es wild herzugehen. Dabei ist sie geil wie nur je, und Bolz hat nach jedem Koitus, den sie zuerst verlangt, die furchtbarsten Flüche und Anklagen gegen ihn und sich selbst anhören müssen. Er ist schon ganz verzagt.

Das schlimmste ist, daß man das Mädels jetzt jeder Gewalttätigkeit für fähig halten muß. Bolz hat sie schon auf der Straße attackiert, als er mit einer anderen Frau ging. Ich muß gewärtigen, daß sie mir mit Revolvern und Rasiermessern entgegentritt. Das beste wäre schon, sie ginge ins Kloster.“<sup>23</sup> Wie weit dieser „Männerklatsch“ glaubwürdig ist, kann man schlecht beurteilen. Emmy tritt jedenfalls immer noch mit Erfolg im „Simplizissimus“ auf und schreibt auch wortstarke Gedichte. 1915 entsteht folgendes:

Betrunken taumeln alle Litfaßsäulen.  
Dir gelten meine glühendsten Ekstasen!  
Wie wir einst fromm die Frau vom  
Meere lasen  
Und alle Regenwinde deinen Na-  
men heulen!  
Vielleicht sehe ich dich einmal in den Parkanlagen.  
Mein Kopf liegt schüchtern still in  
deinen Händen Und über die tie-  
fen Wasser senden Meine ster-  
benden Augen Grüße<sup>24</sup>

In diese Zeit fällt auch ein Gefängnisaufenthalt. Wie es dazu kommt, ist nicht ganz geklärt. Erich Mühsam schreibt in seinem Tagebuch etwas von einem Diebstahl, sie selbst sagt, sie habe einer Frau geholfen - vielleicht hat diese gestohlen, und Emmy ist für sie in die Bresche gesprungen. Von einer Paßgeschichte ist auch die Rede. Emmy zufolge ist jedenfalls ihr Helferdrang ausschlaggebend gewesen. Das Gefängnis ist natürlich eine schreckliche Erfahrung für eine freiheitsliebende Frau. Diese Erfahrungen hat sie mehrmals dichterisch verarbeitet, vor allem in dem Roman „Gefängnis“, der 1918 erscheint.

Durch die Begegnung mit Hugo Ball, kurz vor dem Ersten Weltkrieg im „Simplizissimus“, bekommt Emmy wieder einen Leitfaden in ihr Leben. Er ist ihr aufgefallen, als er die Postkarten mit dem eigenen Konterfei, die die Chansonetten nach ihrer Vorstellung feilbieten, nicht kaufen, sondern geschenkt haben will. Au-

ßerdem wünscht er, daß sie noch einmal ihr Lieblingslied „Liebe ist Leben“ vortragen möge. Das tut sie, obwohl es im Lokal unüblich ist, zweimal das gleiche Lied zu singen, und singt weiter im Programm unter anderem das dänische Volkslied „Det var en lørdag aften“, das sie übersetzt hat. Ball ist Dramaturg und bietet ihr eine Rolle an. Sie treffen sich zu einer Leseprobe im Englischen Garten. Durch den Krieg bedingt, wird das Stück allerdings nie aufgeführt. Sie fühlt sich zu Ball stark hingezogen, findet bei ihm Geborgenheit. Es gibt allerdings ein paar längere Pausen zwischen ihren Treffen, weil er seinen Militärdienst ableistet. bis er dienstuntauglich erklärt wird und sie ihre Gefängnisstrafe antreten muß. Aber die Liebe entsteht bei beiden, und sie ist reifer als bei ihren bisherigen Affären. In ihrem Erinnerungsroman „Das flüchtige Spiel“ beschreibt sie später, was das Besondere daran ist, nämlich das Vertrauen: „Es gibt Menschen, die sich rein physisch unwiderstehlich zueinander hingezogen fühlen. Dieser unerklärbaren Anziehungskraft hatte ich mich selbst einmal, bei Gaute (Emmys erster Ehemann, Joseph Hennings, Anm. d. Verf.) nicht zu entziehen gewußt. Gewiß sah ich auch das Schöne und Reizvolle an Hugo Ball, was seine äußere Erscheinung anbetrifft, aber das war nicht im mindesten ausschlaggebend für mich, ihn mir zum Gefährten zu erwählen. Es war auf eine Weise nicht mal der geistige Zauber, das Schöne. Kluge, Weitsichtige, das seine Persönlichkeit unauffällig in überaus bescheidener Art ausstrahlte. Keiner Hellsichtigkeit will ich mich rühmen, aber eines ahnte ich zum voraus, daß dies der Mann war, mit dem ich beten konnte. Dieses war das einzige Motiv, das mich bestimmte, mich ihm vollkommen anzuvertrauen.“<sup>25</sup> Es ist eine sehr unruhige Zeit, in der ihre Liebe entsteht. Der Erste Weltkrieg bricht aus. Die Künstler in und um den „Simplizissimus“ stehen zwar dem Nationalismus kritisch gegenüber und sind Kriegsgegner, können sich aber nicht mehr gegen das Unheil des Krieges wehren. Viele von ihnen werden eingezogen, einige kommen schon am Anfang des Krieges ums Leben. Es gibt keinen fruchtbaren künstlerischen Boden mehr, alles wird von Militär und Kriegsgehetze übertönt. Emmy und Hugo be-

schließen, in die neutrale Schweiz zu reisen, und kommen nach Zürich. Das Geld ist knapp, und bald trifft die nunmehr dreißigjährige Emmy wieder einmal auf die große Armut. Als Emigranten stehen die beiden Auswanderer vor einer großen Leere: Man hat keine Verbindungen, niemand kennt einen, also bleibt, in den Zeitungen nach Arbeit zu suchen. Mit ihren mitgebrachten Voraussetzungen ist es schwer, etwas zu finden. Eine Zeitlang nähen sie Knöpfe auf Pappe in Heimarbeit. Zürcher Polizeiprotokollen zufolge ernähren sie sich gelegentlich durch Emmys Prostitution. Die gleichen Protokolle sagen auch, daß sie ihre Morphinsucht noch nicht überwunden habe, und auch von einem Selbstmordversuch ist die Rede. Das Gedicht „Morfin“ stammt aus dieser Zeit und wird später in der Zeitschrift „Voltaire“ veröffentlicht.

Wir warten auf ein letztes Abenteuer  
Was kümmert uns der Sonnenschein?  
Hochaufgetürmte Tage stürzen ein  
Unruhige Nächte - Gebet im Fegefeuer.

Wir lesen auch nicht mehr die Tagespost  
Nur manchmal lächeln wir still in den Kissen,  
Weil wir alles wissen, und gerissen  
Fliegen wir hin und her im Fieberfrost.

Mögen Menschen eilen und streben  
Heut fällt der Regen noch trüber  
Wir treiben haltlos durchs Leben  
Und schlafen, verwirrt, hinüber ...<sup>26</sup>

Trotz ihrer schwachen Konstitution ist Emmy diejenige, die für das Praktische zuständig ist. Beide finden endlich ein Engagement in einem kleinen Variete, in dem sie zusammen mit Seiltänzerinnen und Zauberkünstlern auftreten. Sie verdienen gerade so viel, daß sie nicht verhungern müssen. Später macht Direktor Flamingo, der Chef des Unternehmens, pleite. Die übrig-

gebliebenen Gaukler und Emmy und Hugo spielen weiter und teilen die Einnahmen zwischen sich gerecht auf. Von nun an widmet sie sich Hugo Ball mehr oder weniger vollständig, den sie seines einzigartigen Geistes wegen vergöttert. Sie ist sehr früh bestrebt, ihm zu helfen und ihn zu fördern, so daß er sich seinen geistig-philosophischen Themen widmen kann. Von ihren eigenen Arbeiten - denn sie ist durchaus produktiv - hören wir in ihren Erinnerungen an die Zeit mit Hugo Ball „Ruf und Echo“ wenig. So schreibt sie:

„In Erinnerung an das Variete schrieb Hugo einen Roman, der in 1918 im Verlag Erich Reiß, Berlin, erschienen ist. Das Milieu der kleinen Gaukler und billigen Illusionisten ist sicher trefflich geschildert, was ich um so besser beurteilen kann, als ich es ja aus Erfahrung kenne, aber ich kann nach vielen Jahren das Buch nicht einmal ohne eine gewisse Bitterkeit lesen, weil der Stoff, das ganze Thema Hugo Balls nicht würdig ist. Er hat sich von einer Lebens Epoche, die seinem tiefen, ernstesten Wesen nicht entsprach, befreien müssen.“<sup>27</sup>

Während sie so in Zürich ihr Leben fristen, stirbt 1916 die Mutter in Flensburg, und Emmys Tochter Annemarie kommt nach Zürich, wo sie zeitweise in einem Pensionat oder aber bei Emmy lebt, bis Hugo und Emmy 1920 heiraten und die Tochter ganz bei ihnen wohnt. Zu Emmys Erleichterung entwickelt Hugo Ball eine tiefe Zuneigung zu Annemarie: „Die Freundschaft zwischen meinem künftigen Manne und meinem Kinde gehört zum Schönsten, was ich je habe erleben dürfen.“<sup>28</sup>

Im gleichen Jahr eröffnet das Kabarett „Voltaire“, die berühmte Wiege des Dadaismus. Emmy schreibt in „Ruf und Echo“: „Da Hugo Ball zusammen mit dem Dichtermaler Jean Arp, Richard Hülsenbeck und Tristan Tzara der Gründer der berühmten und berüchtigten Kunstbewegung, des Dadaismus, wurde, werde ich diese tumultane Episode in unserem Leben nicht ganz übergehen dürfen. Es begann zunächst ganz harmlos in der Spiegelgasse in der ‚Holländischen Meierei‘, wo das literarische Kabarett, Voltaire<sup>1</sup> eröffnet wurde. Eine Pressenotiz sagt darüber folgendes: „Cabaret Voltaire“. Unter diesem Namen hat sich eine

Gesellschaftsjunger Künstler und Literaten etabliert, deren Ziel es ist, einen Mittelpunkt für künstlerische Unterhaltung zu schaffen. Das Prinzip des Kabarett soll sein, daß bei den täglichen Zusammenkünften musikalische und rezitatorische Vorträge der als Gäste verkehrenden Künstler stattfinden, und es ergeht an die junge Künstlerschaft Zürichs die Einladung, sich ohne Rücksicht auf eine besondere Richtung mit Vorschlägen und Beiträgen einzufinden.“<sup>29</sup> Das Kabarett wird erfolgreich und weit über Zürich hinaus bekannt. Emmy ist zeitweise die einzige Frau des Kabarett. Sie rezitiert und singt. Besonderen Erfolg hat sie mit dem Antikriegslied „Totentanz“ von Hugo Ball, das später auf Postkarten gedruckt auch in Deutschland verteilt wird. Kurz darauf siedeln die Voltairekünstler in das Sprünglihaus um und gründen dort die „Galerie Dada“, in der neben dem Kabarett auch moderne Kunst ausgestellt wird. Noch im selben Jahr sagt sich Ball in einem Manifest vom Dadaismus los: Unsinnsgedichte und Sprachkreativität als Antwort auf die alte Welt in Auflösung, die ja im deutschsprachigen Raum erstaunlich großen Anklang gefunden hatten, sehe er nicht als Lösung an. Er weicht ins Tessin aus und wendet sich der Auseinandersetzung mit Glauben und Gesellschaft zu. Emmys Tochter „Annemie“ fährt mit, und schließlich folgt auch Emmy, nachdem sie in Zürich alles in Ordnung gebracht hat. Es ist interessant festzustellen, daß diese Dada-Periode, mit der Hugo Ball und Emmy am häufigsten in Verbindung gebracht werden, in Wirklichkeit ein Intermezzo von weniger als einem Jahr war.

Die drei erleben glückliche Zeiten in einem kleinen Ort namens Magadino am Lago Maggiore, lesen, diskutieren, schreiben. Tochter Annemarie malt. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Sie sind sich darin einig, daß Askese und finanzielle Unsicherheit die schöpferische Arbeit fördern: „Wir verdienen Geld genug, doch davon allein lebt man nicht, und wir waren weit davon entfernt, uns ein Sparbuch anzulegen. Das wäre für uns ein Problem gewesen, mit dem wir uns recht sorglich hätten auseinandersetzen müssen. Wir brauchten überhaupt, was unsere finanzielle Existenz anbelangt, noch mehr Unsicherheit, als wir selber wuß-

ten.“<sup>30</sup>

Einen Sommer verbringen sie ganz primitiv auf einer schwer zugänglichen Alm, bis das Geld doch so knapp wird, daß sie etwas unternehmen müssen. Ball fährt nach Bern und gelangt in einen Kreis um den Herausgeber der „Freien Zeitung“, Dr. Hans Schlieben, und arbeitet journalistisch, während Emmy mit ihrer Tochter in Ascona ein Zimmer mietet. Sie erwähnt in ihren Erinnerungen und Briefen aus der Zeit wenig über ihre eigene Arbeit. Sie berichtet über Ball und seine Ideen, veröffentlicht aber selbst zur gleichen Zeit „Gefängnis“ (1918) und „Das Brandmal“ (1920) sowie Gedichte und kleinere Beiträge in Zeitschriften.

Sie heiraten 1920, nachdem Emmy eine beinahe tödliche Grippe überwunden hat. Nach der Eheschließung besuchen sie Balls Eltern in Pirmasens und geben da auch einen Vortragsabend. Das wird eine schmerzliche Erfahrung, da sie von einem Teil des Publikums als „Landesverräter“ beschimpft werden. Sie fahren dann nach Flensburg, um sich in Emmys Elternhaus niederzulassen, da sie ja dort keine Miete zahlen mußten. Groß ist die Enttäuschung, als sie das Haus an vier Parteien vermietet vorfinden, die man nicht so ohne weiteres kündigen kann. Sie wohnen eine Zeit lang auf dem Speicher, bis Emmy und ihre Halbschwester das Haus verkaufen; übrigens kein gutes Geschäft in diesen inflationären Zeiten. Während des Flensburger Aufenthalts hält Ball in Hamburg einen Vortrag, in dem er aufzeigt, daß „nach der Hölle des Krieges“ die Abwendung vom deutschen Nationalismus hin zu einem europäischen Christentum die einzige Möglichkeit für die zukünftige Gesellschaft darstelle. Nach der Rückkehr in die Schweiz nach Agnuzzi wird dieses das Hauptanliegen Balls und damit auch Emmys. In Agnuzzi entsteht mit Hermann Hesse eine innige Freundschaft, die Emmy über Hugo Balls Tod weiterpflegt, die in ihren Briefen an ihn dokumentiert werden.<sup>31</sup> In der Agnuzzier Zeit schreibt Emmy nicht viel, obwohl ihre Tochter sie häufig diskret dazu auffordert, indem sie ihr z.B. Stickereien mit dem Spruch „Bete und arbeite“ schenkt. Vielleicht ahnt Emmy, daß sie Abstand und Alleinsein braucht, vielleicht ist es nur die für sie so typische Unruhe, jedenfalls beschließt man,

eine Zeit lang getrennt zu arbeiten. Emmy fährt nach Italien, wo sie, nachdem sie ihrer Tochter eine Stelle besorgt hat, herumreist und studiert. Als Ergebnis der Reise entsteht das Buch „Das ewige Lied“. Im Kontrast zum erhabenen Inhalt des Werkes steht Emmys bodenständige Art, den Alltag zu bewältigen: Sie überlegt, für sich und Annemarie ein Tandem zu erstehen, um die teuren Zugfahrten zu sparen, aber Annemarie verhindert dies vehement, da sie doch gar nicht fahren könnten, was allerdings für Emmy kein Hindernis gewesen wäre. Ein anderes Mal willigt sie ein, auf den Leierkasten eines Leierkastenspielers aufzupassen. Da es ihr zu lange dauert, fängt sie selbst zu spielen an und nimmt auch Geld ein. Der zurückgekehrte Leierkastenmann will ihr das Geld schenken, sie besteht aber darauf, ihm die Hälfte abzugeben.

In den folgenden Jahren lebt sie mit Annemarie und Hugo zeitweise in Rom, zeitweise in Süditalien. Annemarie nimmt Unterricht bei einem bekannten Töpfer, Emmy und Hugo schreiben. Hugo Ball arbeitet ohne Auftrag, eine ideale Voraussetzung für freies Denken, wie das Ehepaar findet, an dem Thema Exorzismus und moderne Psychoanalyse. Emmy und Hugo Ball arbeiten in dieser Zeit sehr eng zusammen: Sie lesen zusammen „Mystik“ von Görres, ja Emmy kopiert für ihren Ehemann Stellen aus dessen Text und spricht alles mit ihm durch. Sie fühlt sich mit ihm durch diese Arbeit so eng verbunden, daß sie gar seine Handschrift annimmt. In dieser Zeit entsteht, wieder von ihr nicht sonderlich in ihren Erinnerungen vermerkt, „Der Gang zur Liebe“ (1926), von dessen Heiligenschwärmerei Hesse übrigens deutlich Abstand nimmt. In Süditalien klopft wieder die Armut an die Tür. Sie frieren, haben Zahnschmerzen und kränkeln. Sie kehren deshalb 1926 in die Schweiz zurück, wo Ball einige Auftragsarbeiten und eine Hesse-Biographie schreibt, während Emmy nach Deutschland fährt, um Vorträge zu halten und um Material für ein Deutschland-Buch zu sammeln, das allerdings nie geschrieben wird. Als sie erfährt, daß ihre Tochter an Typhus erkrankt ist, kehrt sie jedoch bald ins Tessin zurück. Nach Annemaries Genesung fährt sie nochmals kurz nach Deutschland, um im Auf-

träge Balls zu recherchieren, da er sich seit einiger Zeit zu schwach für solche Aufgaben fühlt. Als sie zurückkommt, ist er schwer an Magenkrebs erkrankt, wird sogleich operiert, aber ein paar Monate später, in September 1927, stirbt er friedlich im Tessin.

Nach Balls Tod setzt Emmy das unruhige, spontane Leben, das sie im Grunde immer geführt hat, fort. Sie reist viel, häufig nach Italien, ohne Rücksicht auf Geld oder Gesundheit. Sie hat allerdings jetzt ihre Bestimmung im Glauben gefunden. Sie widmet sich mit Akribie vor allem dem Nachlaß Hugo Balls, wirbt um Verständnis für sein Werk und veröffentlicht Bücher über ihn wie „Hugo Ball. Sein Leben in Briefen und Gedichten“ (1929) oder „Hugo Balls Weg zu Gott. Ein Buch der Erinnerungen“ (1931). 1938 und 1940 erscheinen ihre beiden Erinnerungsbücher „Blume und Flamme“ und „Das flüchtige Spiel, Wege und Umwege einer Frau“. Posthum 1953 erscheint ihr Erinnerungsband von ihrer Zeit mit Hugo

Ball, „Ruf und Echo“, 1956 dann die Briefe an Hermann Hesse, der zusammen mit seiner Frau Ninon für Emmy immer eine Stütze bleibt, moralisch und gelegentlich auch mit finanziellen Zuwendungen. Hermann Hesse weiß um den Wert dieser Briefe. Er schreibt: „Man wird diese Briefe nach 50 Jahren neben denen der Bettina Arnim nennen, und die deutschen Schullehrer werden stolz auf dies Genie sein, aber sterben wird Emmy ebenso arm, wie sie gelebt hat.“<sup>32</sup> Zuletzt erschien 1978 „Damals in Zürich. Briefe aus den Jahren 1915-1917“.

Die Jahre nach dem Tode Hugo Balls verbringt sie, wenn sie nicht auf Reisen ist, in Sorengo bei Lugano im Tessin. Sie lebt in äußerster Armut und muß neben ihren schriftstellerischen Arbeiten immer wieder Geld verdienen. Sie nimmt Stellen im Haushalt an, sie vermietet Zimmer oder arbeitet in einer Tabakfabrik. Dies anstrengende Leben schwächt sie sehr, und sie ist immer wieder von Krankheiten geplagt. Ihre inzwischen verheiratete Tochter Annemarie lebt in Rom, bis sie, durch den Krieg bedingt, Italien verlassen muß. Sie erreicht Dresden 1943, wo sie bei ihren Schwiegereltern eine Bleibe findet. Nach der Flucht vor den

Russen landet sie 1947 mit ihren Kindern in einem Flüchtlingslager in Österreich. Sie bemüht sich um eine Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz und trifft im Januar 1948 bei ihrer inzwischen durch Krankheit geschwächten Mutter Emmy in Sorengo ein. Emmy ist dabei, ein Buch fertigzustellen. Sie hat jetzt keine Widerstandskraft gegen immer wiederkehrende Fieberanfälle mehr und stirbt am 10. August 1948 in einer Klinik in Sorengo. Emmys letzter, undatierter und abgebrochener Brief erreicht Ninon, die Frau Hermann Hesses, am Tag ihres Todes:

„Clinica S. Anna Sorengo-Lugano -

Liebe Frau Ninon, es geht nicht so rasch voran, als ich vor zehn Tagen dachte. Die Fieber ließen sich durch ein starkes Mittel verscheuchen, blieben an die acht Tage weg, kamen aber dann wieder, sind nun seit gestern wieder leicht eingeschränkt worden - und hoffentlich vergessen sie, wiederzukommen.

Ich gehe gut vorbereitet in die Nacht, (...) Mir tut nichts weh. (...) Ihr sollt nicht traurig um mich sein, sonst wär's ja noch trauriger für mich und so halt ...<sup>33</sup>

Heutzutage ist Emmy Ball-Hennings der literarischen Öffentlichkeit allenfalls als Anhängsel Hugo Balls in Verbindung mit dem Dadaismus bekannt. Nur wenige kennen ihr Werk. Woran mag es liegen, daß die Werke einer bedeutenden Schriftstellerin beinahe in Vergessenheit geraten sind? Ist es wieder die alte Geschichte von der liebenden Frau, die ihre Kraft eher dem Geliebten beziehungsweise seinem Werk opfert, als ihr eigenes Talent in den Vordergrund zu rücken. Warum endet Emmy, die sonst alle Zwänge und Konventionen zu sprengen weiß, still und bescheiden hinter dem Werk ihres Mannes? Sie ist doch zu ihrer Zeit als Schreibende geschätzt und geachtet gewesen. Warum wird sie nicht wie ihre Zeitgenossinnen Elsa Lasker-Schüler, Claire Goll, Maria Kirndörfer (Marietta di Monaco) an ihrem eigenen Werk gemessen? Vielleicht ahnt Emmy, was die Ehe für sie in dieser Hinsicht bedeutet, als sie in „Ruf und Echo“ schreibt: „Es wäre für mich leichter, irgendwie bequemer gewesen, wenn

ich nur Hugos Freundin geblieben wäre, aber unsere beider Schicksal war eins geworden, und obwohl der eine von uns Furcht vor dem Leben des andern hatte - da man sehr fürchten kann, was man liebt -, waren wir entschlossen, es miteinander zu wagen.“<sup>34</sup> Doch ist es wohl eher ihre Einstellung im reiferen Alter, die dazu führte, bescheiden in den Hintergrund zu treten. Eine Einstellung, die Lichtjahre von ihrem jugendlichen Wunsch, „Liebling des Volkes“ zu sein, entfernt ist: „Keinen Ruf möchte ich haben, weder einen guten oder einen schlechten. Einmal liegt uns weder an dem einen noch dem andern. Einmal möchte unser Leben nichts anderes sein als ein kleiner Beweis göttlicher Liebe, und würde dies nicht aus dem Menschen hervorleuchten, wäre alles vergeblich.“<sup>35</sup>

Es bleibt zu wünschen, daß das Werk Emmy Ball-Hennings, dessen Umfang gar nicht so klein ist, als Gesarrilwerk zusammengestellt und einem größeren literarischen Publikum vorgestellt wird. Immerhin publizierte Suhrkamp vor gar nicht so langer Zeit einzelne Werke, die aber schon wieder vergriffen sind.

Wird auch ihre Heimatstadt Flensburg dieser außergewöhnlichen Frau noch deutlicher gedenken und Emmy Ball-Hennings in die Reihe großer Söhne und Töchter der Stadt einreihen? Einen Schritt in diese Richtung wird Dr. Ulrich Schulte-Wülwer, Direktor des Flensburger Museums, tun. 1999 stellt er erstmals das Werk der Künstlerin in einer Ausstellung vor. Vielleicht bildet sich daraufhin in Flensburg ein Interesse für Emmy Ball-Hennings, wie es in der Stadt Pirmasens ihrem Mann Hugo Ball seit Jahren entgegengebracht wird.

Zum Abschluß das Gedicht „Das Flüchtige Spiel“ von Emmy Ball-Hennings:

Was mir wie Sand durch meine Hände rann,  
Ach, alles, was versinken kann:  
Du, meiner Tage einsam Kinderspiel,  
Verlorensein ... ist dies das Ziel?

Ach alles, was versinken kann,

Auf das ich tiefer mich besann,  
Erfassen wollt ich, was ich flüchtig lebte.  
War dies das Ziel, nach dem ich strebte?

Du meiner Tage einsam Kinderspiel,  
Du warst das Meer, das mir gefiel.  
Wie rauschten sie, des Lebens hohe Wellen?  
wird eine Sternenstille wohl die Nacht erhellen?

Verlorensein... ist dies das Ziel?  
Ach, alle Wellen sind im Meer geblieben...  
Sag du, der ewig bleibt im Lieben:  
Sind deine Sterne nur ein flüchtig Spiel<sup>36</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Emmy Ball-Hennings. Blume und Flamme. Geschichte einer Jugend, suhrkamp taschenbuch . Frankfurt a. M 1987, S. 7/8.
- 2 ebd., S. 20.
- 3 ebd., S. 13.
- 4 ebd., S. 35.
- 5 ebd., S. 38.
- 6 ebd., S. 111.
- 7 ebd., S. 129.
- 8 ebd., S. 175.
- 9 Emmy Ball-Hennings. Das flüchtige Spiel. Wege und Umwege einer Frau, suhrkamp taschenbuch. Frankfurt a.M. 1988, S. 13.
- 10 ebd., S. 13.
- 11 Emmy Ball-Hennings. Ruf und Echo. Mein Leben mit Hugo Ball, suhrkamp taschenbuch. Frankfurt a.M. 1990, S. 56.
- 12 Das flüchtige Spiel (s. Anm. 9), S. 38.
- 13 ebd., S. 56.
- 14 ebd., S. 57.
- 15 ebd., S. 64.
- 16 ebd., S. 70.
- 17 ebd., S. 103.
- 18 ebd., S. 121.

- 19 Emmy Ball-Hennings. Betrunkene taumeln alle Litfaßsäulen. Hrsg.: B. Merckelbach Postskriptum, Hannover 1990, S. 32.
- 20 Das flüchtige Spiel, S. 172. Hrsg.: Christlieb Hirte. Berlin 1978 , S. 588.
- 22 Erich Mühsam. Tagebücher 1910-1924. Hrsg.: Chris Hirte. Studio dtv, München 1994, S. 38. Von Ernst M. Engert stammen zahlreiche Scherenschnitte berühmter Zeitgenossen und Figuren der Münchener Bohemien-Szene.
- 23 ebd., S. 45/46.
- 24 Betrunkene taumeln alle Litfaßsäulen (s. Anm. 19), S. 29.
- 25 Das flüchtige Spiel, S. 179/180.
- 26 Betrunkene taumeln alle Litfaßsäulen, S. 35.
- 27 Ruf und Echo (s. Anm. 11), S 80.
- 28 ebd., S. 88.
- 29 ebd., S. 91.
- 30 ebd., S. 99/100.
- 31 Briefe an Hermann Hesse von Emmy Ball-Hennings. Hrsg.: Annemarie Schütt- Hennings. suhrkamp taschenbuch, Frankfurt a.M. 1985
- 32 Hermann Hesse. Gesammelte Briefe, Bd. 2 . 1922- 1935. Frankfurt 1979, S. 269.
- 33 Briefe an Hermann Hesse, S. 435.
- 34 Ruf und Echo, S. 129.
- 35 Das flüchtige Spiel, Vorwort, S. 10.
- 36 Hugo Ball. Almanach, 8. Folge, 1984. Emmy Ball-Hennings zum 100. Geburtstag. Hrsg.: Stadt Pirmasens, bearbeitet von Ernst Teubner, S. 68.

Zum Leben und Werk von Emmy Ball-Henning, sind in jüngerer Zeit u.a. folgende Veröffentlichungen erschienen: Anna Rheinsberg, Kriegs-Läufe: Namen, Schrift. Emmy Ball-Hennings, S. 7-42, persona-verlag, Mannheim 1989. Ingrid Franzen, Emmy Ball- Hennings, in Vrowen, kvinder, Frauen, hrsg. v. d. Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, 1992, S. 62 f. Rene Gass, Emmy Ball-Hennings, Biographie, Wege und Umwege zum Paradies, Pendo, Zürich, 1998.

# Britische Wegweisung zur Befriedung im Grenzland

Die Londoner britisch-dänische Parlamentarier-Konferenz im Oktober 1948

von *KARL CHRISTIAN LAMMERS*

## Das Jahr 1948 und die Südschleswig-Frage

Bekanntlich wurde das Jahr 1948 ein Epochenjahr in der deutschen Nachkriegsgeschichte, ein Jahr das, entscheidende Weichen stellte; das sollte sich auch im dänisch-deutschen Grenzgebiet bemerkbar machen. Auf internationaler Ebene verschärfen die Unstimmigkeiten unter den vier alliierten Besatzungsmächten und der Prager Coup der Kommunisten in Februar den Kalten Krieg, was nicht unwesentlich für die Entscheidung Großbritanniens und der Vereinigten Staaten werden sollte, die Etablierung eines separaten westdeutschen Staates in die Wege zu leiten. Damit waren die politischen Verhältnisse in Deutschland dabei, sich grundlegend zu wandeln. In Dänemark führte insbesondere der kommunistische Coup in Prag zu einer Intensivierung der Bündnisbestrebungen, die dann 1949 mit dem NATO-Beitritt Dänemarks endeten. Diese politischen Ereignisse waren dafür mitverantwortlich, daß 1948 ein Entscheidungsjahr auch für das Grenzgebiet und für die in Schleswig sich befindenden Dänischgesinnten wurde<sup>1</sup>.

Die dänisch-nationale Bewegung, die sich seit 1945 unter Südschleswigern für den Wunsch nach Trennung von Deutschland und nach Rückkehr nach Dänemark stark gemacht hatte<sup>2</sup>, ließ nun deutlich nach; es hatte sich herausgestellt, daß eine solche Politik definitiv ohne politischen Rückhalt in Dänemark war wie selbstverständlich auch bei der britischen Besatzungsmacht. Das Jahr 1948 wird schon deshalb als Wendepunkt in ihrer Geschichte gesehen, weil die dänische Minderheit auf diesem Hintergrund sich gezwungen sah, den Weg von einer Art irredentistischen

Anschluß-Bewegung zu einer nationalen Minderheit zu vollziehen, was ihr anfänglich schwerfiel<sup>3</sup>. Hinzu kamen allerdings auch andere Zwänge, wie noch gezeigt werden soll. Vor allem der Regierungswechsel 1947 in Kopenhagen, der mit dem Antritt der Sozialdemokraten unter der Leitung Hans Hedtofts eine in der Südschleswig-Frage zurückhaltendere, ja den Wünschen der Südschleswiger gegenüber eher unwillige Partei an die Macht brachte. Waren die bürgerlichen Parteien oder jedenfalls Teile von ihnen mit der Zeit den Forderungen der Südschleswiger gegenüber offener geworden, war das nicht der Fall bei den Sozialdemokraten. Sie bestanden grundsätzlich auf der Erklärung vom Mai 1945, wonach es keine Grenzfrage gebe.

Es entfachte sich allerdings erneut ein innenpolitischer Konflikt über die Südschleswig-Frage, der einige Parallelen zu der nationalen Krise von 1920 aufwies.

Die Frontstellungen waren anscheinend die gleichen wie 1920: eine „Heimbewegung“, die von dänisch-nationalistischen Kreisen unterstützt wurde, politische Uneinigkeiten unter den Parteien und eine ausschlaggebende ausländische Macht. Diesmal die britische Besatzungsmacht, die allerdings an die alliierten Abmachungen in bezug auf Deutschland gebunden war.

Das war die politische Lage, als am 18. Oktober 1948 eine britisch-dänische Parlamentarier-Konferenz in London zusammentrat, um die Südschleswig-Frage zu erörtern. Die Konferenz war von der dänischen Regierung angeregt worden; sie hatte sich selbst nach London eingeladen mit dem Ziel, mit Hilfe der britischen Besatzungsmacht endlich Konsens über eine ihr als angemessen erscheinende Lösung der Südschleswigfrage herbeizuführen. Dabei ging es ihr vor allem um den Schutz der Rechte der dänischgesinnten Minderheit, während das britische Interesse zuerst auf eine Befriedung im Grenzgebiet hinauslief. Das Ergebnis der Tagung bedeutete einen Wendepunkt in der Südschleswig-Frage, und sie wurde damit der erste Schritt auf dem Wege zu einer Lösung der Minderheiten-Frage. Das ist sicherlich nicht erklärlich, ohne es in Verbindung mit den allgemeinen Entwicklungen in der internationalen Politik zu bringen.

Bevor die Londoner Konferenz eingehender erörtert werden soll, scheint es nützlich, kurz die Lage in Südschleswig sowie die dänische Südschleswig-Politik und die Politik der britischen Besatzungsmacht aufzuzeichnen<sup>4</sup>.

#### Die dänisch-nationale Bewegung in Südschleswig

Als das Deutsche Reich Anfang Mai 1945 kapituliert hatte, gab es aus offizieller dänischer Sicht keine Südschleswig-Frage. So kann man jedenfalls die Aussage der neuen Befreiungsregierung vom 9. Mai interpretieren: „Die Regierung, die auf dem Boden des nationalen Selbstbestimmungsrechtes steht, ist der Auffassung, daß die Grenze Dänemarks festliegt.“ Ministerpräsident Vilhelm Buhl fügte allerdings noch etwas hinzu, das nicht immer wiedergegeben wird; nämlich daß angesichts der am Kriegsende völlig veränderten Verhältnisse sowohl „die Frage nach der Stellung der dänischen Minderheit südlich der Grenze wie die Frage nach der Stellung der deutschen Minderheit in Dänemark überlegt werden muß“<sup>5</sup>. Das hieß, daß die Grenze von 1920 als weitgehend in Übereinstimmung mit dem nationalen Selbstbestimmungsprinzip festgelegt anzusehen war, die Stellung der hinterbliebenen Minderheiten war allerdings nicht geklärt. Hinter der Aussage der Regierung verbarg sich natürlich auch das Wissen um die Winzigkeit des dänischgesinnten Bevölkerungsanteiles in Südschleswig, der bei Kriegsende höchstens 2.000 bis 5.000 Personen ausmachen konnte<sup>6</sup>. Eine Grenzfrage gab es somit nach offizieller Lesart nicht; nach dänischer Auffassung waren aber wie früher die Stellung und die Rechte der dänischgesinnten Minderheit ungesichert.

Zur sicherlich großen Überraschung in weiten politischen Kreisen in Dänemark sollte sich im Laufe des Sommers 1945 aus der nicht geregelten Frage der Stellung der dänischen Minderheit jedoch eine Südschleswig - und damit erneut eine Grenzfrage entwickeln, und folglich sollte sich auch eine neue Auseinandersetzung um die Grenze entfachen, nachdem die dänisch-nationale Bewegung in Südschleswig die Forderung nach An-

schluß an und Rückkehr nach Dänemark erhoben hatte. Wie war das überhaupt möglich? Was hatte sich auf der deutschen Seite der Grenze ereignet?

Die Erklärung hierfür lag zunächst in dem Aufkommen einer dänisch-nationalen Welle südlich der Grenze, die auch bei einigen Dänen im Mutterland Hoffnungen auf eine Wiedergutmachung für 1864 erweckte. Nun sei die Stunde gekommen, wo man sein Recht fordern solle, wie gesagt wurde<sup>7</sup>. Also Recht auf Rückkehr. Bald nach Kriegsende schwoll die dänisch-nationale Bewegung schnell an, als sich eine Art südschleswigsche „Heimatbewegung“<sup>8</sup> erhob, die große Teile der einheimischen südschleswigschen Bevölkerung ergriff und die sich um die dänische Minderheit scharte. Und obwohl es dem SSV-Sydslesvigsk Forening (Südschleswigscher Verein) - seitens der britischen Besatzungsmacht verboten wurde, für einen Anschluß an Dänemark und eine Verlegung der Grenze zu agitieren, gelang es der Bewegung mit Kampagnen gegen die vielen Flüchtlinge und zum Schutz der Einheimischen weitgehend die Initiative zu übernehmen<sup>9</sup>; damit sollte sie zugleich die Tagesordnung auch in der dänischen Innenpolitik setzen. Aus sicherlich unterschiedlichen Gründen bevorzugte eine große Zahl von Südschleswigern von jetzt an eine Politik, die auf eine Lostrennung Südschleswigs von Deutschland und eine Anknüpfung an Dänemark zielte<sup>10</sup>. Damit unterstützte sie zugleich die Forderungen der dänischgesinnten Minderheit nach Ausübung des „nationalen Selbstbestimmungsrechtes“ und nach Rückkehr nach Dänemark. Somit war mit der Frage der Stellung der Minderheit eine Südschleswig- oder Grenzfrage verknüpft worden; damit war sie aber auch ein Problem für die dänische wie die britische Regierung, die hier Besatzungsmacht war, geworden. Und natürlich wurden die Ziele der dänischen Bewegung deutscherseits als Gefährdung und Infragestellung der Konstituierung des neuen Landes Schleswig-Holsteins gesehen.

## 2. Die Südschleswigpolitik des offiziellen Dänemarks

Die offizielle Einstellung Dänemarks war unzweideutig; das wurde den Südschleswigern im Herbst 1945 noch einmal eindeutig ins Gedächtnis gerufen, als Außenminister J. Christmas Möller jede Diskussion um eine Grenzverlegung ablehnte und statt dessen die Dänischgesinnten aufforderte, sich auf die Arbeit als nationale Minderheit einzustellen<sup>11</sup>. Es gab bei Kriegsende sicherlich unterschiedliche Kreise in Dänemark, denen man nationalistische, sog. grenzaktivistische Bestrebungen, um die Niederlage und Schwächung Deutschlands zum Vorteil Dänemarks auszunützen, unterstellen konnte. Es gibt auch verschiedentlich, vor allem aus dem bürgerlichen Lager, Anzeichen dafür, daß die gemeinsame Aussage vom 9. Mai 1945 vielleicht nicht auf lange Sicht so kategorisch zu verstehen war, wie es den Anschein haben könnte. Das stellte sich deutlich nach dem Regierungswechsel im Herbst 1945 bei dem neuen Ministerpräsidenten Knud Kristensen (Venstre) heraus, der sich allenfalls rein privat (inoffiziell) den Forderungen der Südschleswiger gegenüber nicht ganz unfreundlich stellte. Auch in der Konservativen Volkspartei fanden sich Strömungen in dieser Richtung<sup>12</sup>. Obwohl es im Folketing eine große Mehrheit für die 9. Mai-Erklärung gab, hatten sich die angeblichen Stimmungsänderungen sehr schnell politisch ausgewirkt. Als eine Art „politisches Surrogat“ (so Noack!) für eine Grenzverlegung hatte man von offizieller dänischer Seite seit Dezember 1945 die Forderung nach einer verwaltungsmäßigen Trennung Südschleswigs von Holstein erhoben. Diese sollte sich später in dem Wunsch nach Konstituierung eines selbständigen Landes Südschleswig äußern.

Schien Knud Kristensen mit zwei Zungen zu sprechen, muß gleichzeitig festgehalten werden, daß die offizielle dänische Haltung - wie sie mehrmals unterstrichen wurde, so in einer Resolution des Folketings vom 9. Juli 1946 und in einer Note der dänischen Regierung an die britische Regierung vom 19. Oktober 1946<sup>14</sup> - sich auf der Linie der Aussage vom 9. Mai befand. Das Folketing sagte im Juli 1946 der Regierung Unterstützung einer Politik zu, die auf der Grundlage des Selbstbestimmungs-

rechtes zum Ziel hatte, „dem dänischgesinnten Teil der Bevölkerung Südschleswigs ... allgemeine bürgerliche und demokratische Rechte, darunter Zugang zu freier kultureller und politischer Lebensentfaltung, gleichberechtigt mit der übrigen ansässigen Bevölkerung zu sichern“, und „zu versuchen, die Flüchtlinge aus Südschleswig zu entfernen“, die als eine Drohung für die Stellung der Dänischgesinnten und für die Sonderart der Region empfunden wurden. Schließlich wünschte das Folketing zu ermöglichen, daß Dänemark während der kommenden internationalen Verhandlungen „die nationalen dänischen Interessen, die mit der zukünftigen Ordnung der Verhältnisse in Südschleswig verknüpft sind“, wahrnehmen könnte<sup>15</sup>.

Als die britische Regierung in einem etwas kontrovers eingeschätzten Aide-memoire vom 9. September 1946<sup>16</sup> anscheinend die Möglichkeit einer Grenzveränderung anbot - darauf werde ich zurückkommen indem sie den Dänen vorschlug, entweder einen Bevölkerungsaustausch auf beiden Seiten der Grenze, eine Volksabstimmung gefolgt von einer Grenzkorrektur oder Grenzkorrektur ohne Volksabstimmung zu überlegen, war die Absage der dänischen Regierung erstaunlich schroff, jedoch politisch logisch. Unterstützt von einer Mehrheit im Folketing, schrieb sie am 19. Oktober 1946 zurück: „The Danish Government have given the British Government no ground to put forward these three possibilities. If the British Government assume that it is the wish of the Danish Government to see the Danish element of the German population of South Slesvig included now within the Danish frontiers“ - das war eine direkte Anspielung an eine Vermutung in der Note der Briten<sup>17</sup> - „the Danish Government desire to point out that this conclusion is unjustified and that neither the Government nor any of its members or any other leading Danish personality has expressed a wish to that effect“<sup>18</sup>. Außerdem wies sie auf die Erklärung des Folketings vom 9. Juli 1946 hin. Grundsätzlich erklärte die Regierung, daß sie sich zum Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes auch für Südschleswig bekannte; für sie war die Lage momentan noch nicht geklärt, und deshalb unterstrich sie: „However, the position is not yet clarified, and

only time can show whether the change of mentality which has taken place in the minds of many South Slesvigers is of a permanent nature. In these circumstances the Danish Government do not intend to propose any alteration in the Status of national allegiance of South Slesvig. Whether the population of South Slesvig desire to raise the question of obtaining access to exercising their natural right of self-determination must be for themselves to decide<sup>19</sup>. Das war eine unzweideutige Antwort in Übereinstimmung mit dem Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht, obwohl einige Analytiker darin auch eine Öffnung für die Zukunft haben sehen wollen<sup>20</sup>.

Diese Gesichtspunkte wurden noch einmal in dem offiziellen dänischen Memorandum vom 31. Januar 1947 betreffend die künftige Ordnung für Deutschland wiederholt: außer dem sicherheitspolitisch begründeten Wunsch nach permanenter Abrüstung Deutschlands liefen die dänischen Vorschläge auf Sicherung der Rechte der Menschen ohne deutsche Mentalität, auf eine administrative Trennung Schleswigs von Holstein und auf Entfernung der Flüchtlinge so wie Internationalisierung des Nord-Ostsee-Kanals hinaus. Von einer Grenzverlegung war hier nicht die Rede<sup>21</sup>.

Das ließ darauf schließen, daß es der dänischen Regierung in erster Linie darum ging, die Stellung und die Rechte der dänischgesinnten Minderheit zu sichern. Sie war deshalb bestrebt, die Briten dazu zu veranlassen, Südschleswig verwaltungsmäßig von Holstein zu trennen und die Flüchtlinge zu verschieben. Das würde die Stellung der Dänischgesinnten verbessern. Nach den Folketingswahlen 1947 erfolgte jedoch ein Regierungswechsel, der die Sozialdemokraten mit Hans Hedtoft als Ministerpräsidenten an die Macht brachte, und die Sozialdemokraten waren viel zurückhaltender in der Südschleswig-Angelegenheit als die Bürgerlichen. Deshalb wird u.a. von Noack vermutet, daß der Regierungswechsel die nationale Bewegung entmutigte und ihr die Initiative nahm<sup>22</sup>; die Sozialdemokraten wollten, obwohl nicht begeistert, allenfalls eine administrative Trennung Südschleswigs befürworten, und sie wollten sich anders als die Bürgerli-

chen nicht auf Seiten der Minderheit einmischen. Damit schien man dänischerseits viel kompromißbereiter als in der Zeit davor.

### Die britische Politik in Südschleswig

Formell ausschlaggebend würde natürlich die Politik der britischen Besatzungsmacht werden. Wo lagen ihre Interessen? Schien die offizielle dänische Politik somit seit 1947 ziemlich klar, vor allem in der Hinsicht, daß Dänemark keine Grenzverlegung wünschte, jedenfalls nicht jetzt, scheint die britische Politik weniger eindeutig gewesen zu sein, ja vielleicht sogar vieldeutig. Offiziell war es die britische Politik, daß nichts an der Grenze zwischen Dänemark und Deutschland geändert werden sollte. Dennoch gab es Unklarheiten. So verhielten sich die örtlichen britischen Instanzen sehr restriktiv gegenüber Vertretungen der Dänischgesinnten, denen sie eine politische Anerkennung als Verein verweigerten, weil diese eine Grenzverlegung zum Ziel hatten - sie durften nicht politisch, nur kulturell tätig sein, und es war ihnen verboten, grenzpolitisch zu agitieren und für eine Grenzverlegung einzutreten; es gibt allerdings verschiedene Anzeichen dafür, daß man von britischer Seite den Forderungen der dänischgesinnten Südschleswiger nicht völlig ablehnend gegenüberstand - das hat Noack mit Belegen aus dem Foreign Office überzeugend dargelegt<sup>23</sup>. Für Noack waren die Briten im Grunde indifferent; die Angelegenheit hing letztendlich von den Dänen ab<sup>24</sup>.

Eine andere Frage ist natürlich, wie repräsentativ und offiziell diese Aussagen britischerseits zu interpretieren sind. Es scheint nicht auszuschließen zu sein, daß die großen Probleme der Briten - und die lagen im britischen Imperium - es erlaubten, daß auf niedrigerem Niveau Entgegenkommenderes zu hören war. Zumal den Briten klar war - und das sollte nicht übersehen werden daß Dänemark keine Verlegung der Grenze nach Süden wollte. Deshalb ist die entscheidende Frage natürlich, wie offen die Lage in Wirklichkeit war: wollte die britische Regierung mit ihrer Note vom 9. September 1946, die anscheinend ultimativ

Klarheit über die dänische Südschleswig-Politik verschaffen sollte in einer Lage, wo der Ministerpräsident Kristensen mit zwei Zungen sprach, tatsächlich es ermöglichen, daß Dänemark eine Grenzkorrektur haben könnte, falls es das wünschte? Die britische Note wird deshalb wie erwähnt auch unterschiedlich interpretiert - sieht Noack darin eher ein reelles oder echtes britisches Angebot, schätzen Lorenz Rerup und Kurt Jürgensen sie eher als taktisch ein, um den Dänen eine klare Aussage abzufordern<sup>25</sup>. Infolge der energischen Agitation der Südschleswiger und der wiederholten Einmischungen der bürgerlichen dänischen Regierung war Südschleswig sicherlich den Briten ein lästiges Problem: Wollt ihr wirklich dies lästige Problem, das später Deutschland Gelegenheit geben könnte, sich in dänische Angelegenheiten einzumischen, hätten die Briten fragen können.

Eine weitere Frage ist natürlich - und die unterschätzt Noack meines Erachtens<sup>26</sup> ob die Frage der Grenze eine Entscheidung allein der Briten war, ob sie das frei entscheiden konnten, und nicht zuletzt, ob eine dänischfreundliche Entscheidung überhaupt in Einklang mit der britischen Deutschlandpolitik zu bringen war. Die Briten scheinen sich früh für die Etablierung eines westdeutschen Staates eingesetzt zu haben, und seit Anfang 1948 war es, wie von Außenminister Ernest Bevin formuliert, britische Politik, für eine Weststaatbildung in Deutschland einzutreten<sup>27</sup>. Um diese Fragestellung zu entscheiden, soll es aber hier nicht weiter gehen. Es scheint berechtigt festzustellen, daß die dänische Einmischung in Südschleswig und damit in die britische Besatzungspolitik darauf hinauslief, Druck auf die Briten auszuüben, um die Frage der Stellung der Minderheit zu klären; andererseits verursachte dies allenfalls gewisse Irritationen bei den Briten, die der dänischen Einmischung überdrüssig waren. Klar schien außerdem zu sein, daß die britische Regierung seit 1946 dänische Wünsche nach einer verwaltungsmäßigen Abtrennung Südschleswigs von Holstein und einer Verlegung der Flüchtlinge entschieden zurückwies. Gab es dann überhaupt noch Kompromißmöglichkeiten? Das tat es tatsächlich, und hier sollten die britische - über Botschafter Randall in Kopenhagen - und die

dänische Regierung eng Zusammenarbeiten.

#### Die Londoner Konferenz vom Oktober 1948

Wie bereits erwähnt, kam es auf Anregung der dänischen Regierung im Oktober 1948 zu einem Treffen zwischen Dänen und Briten in London. Die dänische Initiative hatte sich Rückhalt bei Vertretern der Minderheit gesichert. Die Briten zögerten aber, die Tagung festzusetzen, um eine Klärung in den drei Westzonen abzuwarten. Sie erfolgte im September 1948 mit der Bildung des Parlamentarischen Rates, der bekanntlich ein Grundgesetz ausarbeiten sollte. Ausschlaggebend für diese dänische Initiative war vermutlich, daß seit dem Frühjahr 1948 sich wichtige Vorentscheidungen hinsichtlich der drei westlichen Besatzungszonen abzuzeichnen begannen, die auf die Etablierung eines deutschen Staatsgebildes im Westen abzielten: genannt seien Vorentscheidungen wie die Londoner Beschlüsse vom März, die Währungsreform, die Frankfurter Dokumente und die Bildung des Parlamentarischen Rates, der mit der Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes beauftragt wurde. Das ging alles ein im Sinne der britischen politischen Entscheidung für die Bildung eines Weststaates. Ein dänisches Hauptmotiv war deshalb, womöglich Vorentscheidungen in bezug auf die Stellung der dänischen Minderheit in die Wege zu leiten, bevor die Staatsbildung beschlossene Sache war. Anscheinend setzten die Dänen wie früher kein großes Vertrauen darauf - um das beispielhaft anzuführen daß die Rechte der Dänischgesinnten unter deutscher Verwaltung verbürgt sein würden. Hinzu kam ein innenpolitisches Motiv, nämlich die bürgerliche Opposition an die Südschleswig-Politik der Regierung zu binden. Die für die Dänen vorrangige Frage in London war deshalb, ob die Briten zu einer Lösung beitragen würden, die auch den kommenden deutschen Staat und seine Behörden binden würde. Es sollte sich in der Tat herausstellen, daß sowohl die dänische wie die britische Regierung daran interessiert waren, die Südschleswig- Frage auf die Minderheitenspur zu bringen<sup>28</sup>.

Mit der Zuspitzung der internationalen Lage 1948 und mit den von den Briten mitverantworteten Vorentscheidungen in Deutschland waren die Weichen für eine Lösung der Probleme in Südschleswig allerdings auch gestellt. Und zwar für eine begrenzte. Bereits im Vorfeld der Konferenz war deutlich und den Dänen bekannt, daß nicht zu erwarten war, daß die britische Regierung einer administrativen Teilung von Schleswig und Holstein zustimmen würde und ebensowenig einer Umsetzung der Flüchtlinge aus dem nahen Grenzgebiet. So blieben tatsächlich nur wenig Spielräume in der Südschleswig-Frage, und sie sollten vor allem die Sicherung der Rechte der dänischen Minderheit betreffen.

Auf der Konferenz in London, wo bis auf die beiden kleinen Parteien die Kommunisten und die Georgisten in der Retsforbundet sämtliche „alten“ dänischen Parteien vertreten waren<sup>29</sup>, womit die dänische Linie politisch abgesichert schien, präzisierte der wortführende Außenminister Gustav Rasmussen zum Anfang noch einmal die dänischen Wünsche hinsichtlich der drei Hauptprobleme, die aus dänischer Sicht die Südschleswig-Frage belasteten<sup>30</sup>. Er betonte das Recht der Bevölkerung, den Weg zurück zur dänischen Sprache und Kultur zu suchen. Wohlgemerkt nicht nach Dänemark: „Die Bewegung ist allerdings noch nicht abgeklärt. Welche politischen Konsequenzen diese Bewegung haben kann, kann nur die Zeit zeigen. Es muß indessen, ungeachtet wie es geht, der dänischen Regierung sehr am Herzen liegen, daß der dänische Volksteil in Südschleswig gegen deutsche Übergriffe gesichert wird.“ Die Hauptpunkte, die Gustav Rasmussen vortrug, waren die folgenden: Zum ersten erhob die dänische Delegation die Forderung nach Sicherung der Rechte des dänischgesinnten Teils der Bevölkerung gegen deutsche Übergriffe, die man meinte nachweisen zu können. Es bedurfte allerdings noch einer weiteren Absicherung der Rechte der Dänischgesinnten. Zum zweiten forderte die dänische Delegation deshalb eine administrative Trennung Südschlewigs von Holstein. Und letztlich wünschte sie, daß die große Zahl von Flüchtlingen aus Südschleswig entfernt wurde, weil sie als Bedrohung

gegen die ansässige Bevölkerung gesehen wurde, „deren Besonderheiten völlig getilgt werden würde“<sup>31</sup>.

Inwieweit die dänische Delegation britisches Verständnis und Entgegenkommen erwartet hatte, ist fraglich. Das betrifft vor allem den Punkt der administrativen Trennung, in dem man nicht mit britischen Zugeständnissen rechnen konnte. Argumentierte Rasmussen vor dem Hintergrund der geschichtlichen Entwicklung, war aus der Antwort des stellvertretenden britischen Außenministers Henderson deutlich zu hören, daß für die Briten ihre Ziele im jetzigen Westdeutschland vorrangig waren, das heißt, die Vollendung der politischen Entwicklung, die bereits in Gang gesetzt war. Die Briten weigerten sich, in dieser Lage den Deutschen bestimmte Auflagen zu machen. Aus Hendersons Antwort war somit eine klare Absage an die Wünsche nach einer administrativen Abtrennung Schleswigs und nach Umsetzung der Flüchtlinge zu hören. Dafür ließ er eine britische Öffnung in der Frage nach den Rechten der dänischen Minderheit erkennen; er gehe davon aus, daß es der wirkliche Wunsch des dänischen Volkes sei, „eine freundschaftliche Beziehung mit den deutschen Behörden und später mit der westdeutschen Regierung (zu bekommen) bezüglich der Rechte, die der Minderheit zu genießen erlaubt sein werden“<sup>32</sup>. Er forderte die dänische Minderheit auf, in Verbindung zur Landesregierung zu treten, um ein Abkommen über die ihr zu gewährenden Rechte auszuhandeln. Und nachdem er die Dänen aufgefordert hatte, moderierend auf die Minderheit einzuwirken, stellte er in Aussicht, daß das „Foreign Office for their part would through the Military Governor advise the Land Government to enter into negotiation and would use their influence to promote a satisfactory result“<sup>33</sup>.

Das war eine entscheidende und wegweisende britische Absage, die im veröffentlichten Kommuniqué noch verdeutlicht wurde: „The British Government representatives agreed that this matter (i.e. die Rechte der Minderheiten) constitutes the heart of the South Schleswig problem und undertook in consultation with all those directly interested to give urgent consideration to practical proposals which would lead to its solution“<sup>34</sup>. Die Briten hat-

ten damit anerkannt, daß es eine Minderheit und somit ein Problem gab, und sie nahmen die Verpflichtung auf sich, ihren Einfluß für eine Regelung der Minderheitenrechte auszuüben. Die britische Wegweisung lautete: Verhandlungen und Zusammenarbeit. Diese Ankündigung war sicherlich das Weitestgehende, was die Dänen zu erreichen hoffen konnten. Die britische Regierung hatte versprochen, sich für eine Sicherung der Rechte der dänischen Minderheit einzusetzen, und dem vorgeschlagenen Weg stimmte Außenminister Gustav Rasmussen zu. Darin lag auch dänischerseits eine indirekte Anerkennung des Landes Schleswig-Holstein. Damit war der Weg geöffnet für Verhandlungen im Lande selbst, bei denen beide Seiten massiven Druck ausübten: die dänische Regierung übte ihrerseits starken Druck auf die anfänglich etwas unwillige Minderheit aus, und die Briten setzten die schleswig-holsteinische Regierung unter Druck.

Dennoch sollte sich seit Anfang 1949 zeigen, daß es doch nicht so einfach war, die beiden betroffenen Parteien zu einer Regelung zu bewegen. Zähneknirschend mußten die Dänischgesinnten erfahren, daß Verhandlungen über ihre Rechte als Minderheit den Verzicht auf die geforderte Trennung bedeuteten und somit das Erreichen ihres eigentlichen Zieles, eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit Südschleswigs, vereitelten. Sie war nunmehr dabei, sich von einer um Rückkehr kämpfenden Bewegung in eine permanente nationale Minderheit zu reduzieren. Sie sollte allerdings noch lange die Illusion der Hoffnung auf das Erreichen ihres nationalen Zieles aufrechterhalten<sup>35</sup>.

### Der Weg zu einer Minderheitenregelung

In einer weiteren Perspektive erscheint die Londoner Konferenz als eine Wende in der Auseinandersetzung um Südschleswig, weil sie die vorhandenen Spielräume deutlich machte. Sie ermöglichte die Aufgabe alter Positionen, und sie konzentrierte die Auseinandersetzung um den eigentlichen Kern des Problems, nämlich wie die politische und kulturelle Stellung der Dänischgesinnten als Minderheit gewährleistet und gesichert werden kann-

te. Darin schienen sich die teilnehmenden Dänen und Briten einig und auch darüber, daß es über Verhandlungen zwischen den betroffenen Parteien, d.h. der Minderheit und der Landesregierung, erfolgen sollte. Als Besatzungsmacht erkannte die britische Regierung auch ihre Verantwortung, dafür zu sorgen, daß darauf hingearbeitet wurde.

Die Frage war allerdings, ob dieses Ergebnis und wie es erreicht werden sollte, für beide direkt berührten Parteien annehmbar war. Denn anscheinend war es eine Regelung, an der weder die dänische Minderheit noch die schleswig-holsteinische Landesregierung interessiert waren. Für die dänische Minderheit würde es praktisch die Aufgabe ihres großen nationalpolitischen Zieles: die Ausübung ihres Rechtes auf Selbstbestimmung bedeuten. Das fiel ihr verständlich schwer<sup>36</sup>. Das waren aber die dänische wie die britische Regierung, und sie setzten jeweilig massiven Druck ein, um die beiden direkt involvierten Parteien für eine Regelung zu engagieren. Das gelang zuletzt in Verhandlungen unter britischem Vorsitz, allerdings nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten. Entscheidend für einen Erfolg war sicherlich auch, daß die Minderheit keine politische Unterstützung aus Kopenhagen erhielt.

Die Verhandlungen im Lande Schleswig-Holstein wurden Ende März 1949 eingeleitet, und obwohl die Landesregierung wie erwartet einige der Forderungen der Minderheit nicht akzeptieren konnte - in diesen Fragen war allerdings weder Unterstützung aus Kopenhagen noch bei den Briten zu erwarten -, schienen die Parteien nicht weit von einander. So schien eine schnelle Lösung möglich. Aber dann verhärteten sich die Fronten im April 1949, als beide Seiten neue Schwierigkeiten aufbrachten. So reichten die dänischen Delegierten eine Petition bei den vier Besatzungsmächten ein, um zu erreichen, daß das Selbstbestimmungsrecht im Besatzungsstatut verankert und somit garantiert wurde. Das verärgerte wiederum die Landesregierung. Die weiteren Verhandlungen zeigten, daß es nicht einfach war, zu einer Verständigung zu kommen. Aber nach direkten dänisch-deutschen Kontakten gelang es zuletzt dem britischen Vorsitzenden William Ashbury, eine Lösung in die Wege zu leiten.

Der zeitweilige Stillstand in den Verhandlungen führte nun in Dänemark zu einer kleineren parlamentarischen Krise, als die bürgerlichen Parteien anscheinend auf dem Wege waren, von der Einigkeit in der Südschleswig-Frage abzurücken und den Südschleswigern das Recht auf Selbstbestimmung zuzusichern. Es gelang der Regierung Hedtoft, die Kontinuität der dänischen Südschleswig-Politik in einer Erklärung der politischen Parteien vom 29. Juni 1949 zu untermauern, die die dänische Position noch einmal erläuterte, die Grenzfrage endgültig vom Tisch fegte und die neue Grundlage der dänischen Südschleswig-Politik ausmachte. In Bezugnahme auf die früheren Noten vom 19. Oktober 1946 und 31. Januar 1947 hob die Erklärung hervor, daß es eine Konsequenz des Selbstbestimmungsrechtes sei, daß man in einem national gemischten Gebiet das Recht habe, demokratisch für dessen Ausübung zu kämpfen. Sie unterstützte eine Politik für das Recht der Südschleswiger, freie nationale, kulturelle und politische Wirksamkeit auszuüben. Sie sah voraus, daß sich der Kulturkampf zwischen Dänisch und Deutsch im Grenzgebiet fortsetzen würde<sup>37</sup>.

### Die dänisch-deutsche Verständigung

Die Entwicklung danach ist wohlbekannt. Mit der wegweisenden Kieler Erklärung vom 26. September 1949 - die von den Briten und der Minderheit gutgeheißen war - zeigte das Land Schleswig-Holstein sein Entgegenkommen. Die Erklärung war von wesentlicher Bedeutung, und sie spiegelte die alte Tradition einer liberalen Minderheitenpolitik wider. Unter Hinweis auf die bürgerlichen Rechte des Grundgesetzes gewährte sie explizit die Rechte der dänischen Minderheit, indem sie das Prinzip der freien Gesinnung hervorhob. „Das Bekenntnis zum dänischen Volkstum und zur dänischen Kultur ist frei. Es darf von Amts wegen nicht bestritten oder nachgeprüft werden.“ Die dänische Minderheit durfte nicht am Gebrauch ihrer Sprache behindert werden, und sie hatte das Recht, ihre kulturellen und sozialen Aktivitäten auszuführen, darunter auch, selbst darüber zu ent-

scheiden, ob ihre Kinder Schulen mit dänischer Unterrichtssprache besuchen sollten<sup>38</sup>. Der SSV quittierte in einer freundlichen Resolution entgegenkommend, unterstrich dennoch den Bedarf eines nationalpolitisch verstärkten Einsatzes, um „die Bewegung zu ihrem endgültigen Ziel zu führen“. Das hinterließ den Eindruck, daß ihrer Ansicht nach die endgültige Entscheidung über Südschleswig noch nicht gefallen war. Sie liege in den Händen der Südschleswiger in Form des Selbstbestimmungsrechtes, wie auch seitens der SPD anerkannt wurde<sup>39</sup>.

Die Kieler Erklärung sollte langfristig von entscheidender Bedeutung sein. Kurzfristig klafften allerdings feierliche Worte und praktische Wirklichkeit weiterhin auseinander. In ihrer konkreten Praxis hielt sich die neue CDU-Landesregierung nämlich nicht immer an die Zusagen der Erklärung, die Minderheit währte sich politisch und kulturell diskriminiert und schikaniert<sup>40</sup>, und folglich wurde erst mit den Bonn-Kopenhagener Erklärungen vom März 1955, die die Tradition der Kieler Erklärung weiterführten, eine Regelung gefunden, die auf Gegenseitigkeit fußte und die auf beiden Seiten der Grenze die Rechte der zwei Minderheiten seitens des Herbergstaates garantierte<sup>41</sup>.

Als Komplettierung der Freiheitsrechte des Grundgesetzes von 1949 gewährleisten die Bonn-Kopenhagener Erklärungen tatsächlich die Freiheit der Andersdenkenden und Andersgesinnten, und sie entschieden positiv zugunsten der Minderheiten im kulturellen Bereich. Auf beiden Seiten der Grenze wurden Minderheiten nunmehr als wichtige kulturelle Ergänzung gesehen. Die Minderheitenregelung beseitigte zudem das Hindernis für engere und gleichberechtigte

Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten. Weil diese Entwicklung 194£ eingeleitet wurde, ist sie auch ein wichtiger Aspekt dieses Jahres<sup>42</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den ich auf der Tagung „1948- das Jahr der Weichenstellung in der Nachkriegsgeschichte“ am 19. September 1998 in der Akademie San-

- kelmark hielt.
- 2 In seiner abschließenden Untersuchung zur Geschichte der dänischen Minderheit: *Del danske mindretal i Sydslesvig 1948-1955*, Apenrade 1997, meint Johan Peter Noack, daß die Bewegung stark genug gewesen sei, um den südschleswigschen Landesteil zurück zu Dänemark zu stimmen, S. 9, vgl. auch Lars Henningsen, Martin Klatt und Jprgen Kühl: *SSW. Dansksindet politik i Sydslesvig 1945-1998*, Flensburg 1998, wo vermutet wird, daß der Anteil der südschleswigschen Wähler, die bei der Landtagswahl 1947 - die mit 99.500 Stimmen den Höhepunkt der dänischen Bewegung markierte - für Vertreter des SSV gestimmt haben (nämlich 32.8%), fast 55% der einheimischen Südschleswiger ausgemacht haben soll, also über die Hälfte S. 53.
  - 3 So die Einschätzung von Noack 1997,1, S. 9.
  - 4 Vgl. hierzu die Beiträge von Kurt Jürgensen: *Der erste Bericht*, und Johan Peter Noack: *Der zweite Bericht*, in *Die britische Südschleswig-Politik 1945-1949*, hrsg. von Joachim Oertel, Sankelmark 1990, sowie die große Untersuchung von Johan Peter Noack: *Det sydslesvigske grænsespprgsmål 1945-1947*, Apenrade 1991, ferner Johan Peter Noack: *Da grænsen „lå fast“ - grænsestriden efter 2. Verdenskrig*, in *Grænsen i 75 år, 1920-1995*, hrsg. von Henrik Becker-Christensen, Apenrade 1995, S. 110-128 (auf deutsch in *Grenzfriedenshefte*, Heft 1, 1996, S. 23-40). Die Politik der Dänischgesinnten ist dargestellt in Lars Henningsen, Martin Klatt und Jørgen Kühl: *SSW. Dansksindet politik i Sydslesvig 1945-1998*, Flensburg 1998.
  - 5 Zit. nach *Aktstykker vedrørende Det Sydslesvigske Spørgsmaal*, hrsg. vom dänischen Außenministerium I- III, Band I, s. 1, Kopenhagen 1947.
  - 6 Betrug die Mitgliederzahl des Schleswigschen Vereins 1933 noch etwa 3.900, war ihre Zahl bei Kriegsende 1945 auf etwa 2.700 gefallen, nach Noack 1991, S. 108, ferner Johan Runge: *Die dänische Minderheit in Südschleswig*, in Reimer Hansen u.a.: *Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzgebiet*, Kiel 1993, S. 127.
  - 7 So der von der britischen Besatzungsmacht eingesetzte dänischgesinnte Oberbürgermeister von Flensburg J. C. Møller in Mai 1945, zit. nach Henningsen, S. 11.
  - 8 So die sicherlich richtige Einschätzung von Lorenz Rerup: *Slesvig og Holsten efter 1830*, København 1982, S. 404.
  - 9 Vgl. hierzu nunmehr die in Anm. 2 erwähnte Untersuchung von Lars Henningsen u.a. über den SSW 1945-1998.
  - 10 Bei den Kommunalwahlen 1946 sollte sie eine Mehrheit der einhei-

- mischen Wähler in Südschleswig hinter sich haben, vgl. Henningsen S. 36.
- 11 Henningsen S. 12.
  - 12 Vgl. hierzu Noack 1991, S. 321.
  - 13 Noack 1997, S. 50.
  - 14 Abgedruckt in Aktstykker I, S. 304 und S. 377f.
  - 15 Zitat ebenda S. 304.
  - 16 Vgl. hierzu die unterschiedlichen Interpretationen bei Jürgensen (Anm. 4), Rerup (Anm. 8) und Noack (Anm. 4).
  - 17 Vgl. die Aussage der britischen Note „His Majesty's Governemnt feel bound to conclude, from this and from the recent Speeches by prominent Danes, that it is the wish of the Danish Governement to see the Danish elements of the German population of South Slesvig included now within the Danish Frontiers“, Aktstykker I, S. 364.
  - 18 Zitat Aktstykker I, S. 378f.
  - 19 Zitat ebenda S. 380.
  - 20 Vgl. Noack 1991, S.455f.
  - 21 Abgedruckt in Aktstykker II, S. 72f.
  - 22 Noack 19971, S. 40f.
  - 23 Noack 1991 S.229f,S. 540.
  - 24 Noack 1991, S. 538.
  - 25 Vgl. Anm. 16.
  - 26 Meines Erachtens überschätzt Noack die Handlungsspielräume vor allem der dänischen Regierung und somit auch der Minderheit, wenn er meint, daß Dänemark hätte Südschleswig haben können, wenn es gewollt hätte, 1991, S. 536f. Ich sehe die Spielräume viel enger, das betrifft sowohl die dänische Regierung wie die ausschlaggebende britische, sie konnte z.B. nicht autonom die Grenzfrage entscheiden, das war eine Angelegenheit der alliierten Außenministerkonferenz.
  - 27 Vgl. sein Memorandum vom 5. Januar 1948, PRO London (Kopie bei Kurt Jürgensen, Kronshagen).
  - 28 Vgl. Noack 1997,1, S. 61.
  - 29 Die dänischen Parlamentarier waren Aising Andersen (Sozialdemokratie), Jörgen Jörgensen (Radikale Venstre), Oie Björn Kraft (Konservative Volkspartei) und Thor- kild Kristensen (Venstre).
  - 30 Der dänische Standpunkt ist abgedruckt in Aktstykker III, S. 219 f, die Verhandlungen sind referiert bei Noack 1997,1, S. 63f.

- 31 Zit. nach Aktstykker III, S. 241.
- 32 Zit. nach Noack 1997 I, S. 64.
- 33 Zit. nach Aktstykker III, S. 262.
- 34 EbendaS. 265.
- 35 Vgl. Aussagen aus den fünfziger Jahren, wonach die nationale Arbeit nicht ohne Hoffnung auf Erfolg sinnvoll sei, vgl. K.C. Lammers: Nationale Minderheiten im friedlichen Zusammenleben. Die Bonn- Kopenhagen- Erklärungen vom 29. März 1955, in: revue d'Allemagne et des pays de langue allemande, XXV, 1993, S. 138.
- 36 Vgl. hierzu die ausführliche Untersuchung bei Noack 1997,1, S. 68f.
- 37 Gedruckt in Aktstykker III, S. 466f.
- 38 Die Kieler Erklärung, zit. nach Reimer Hansen u.a., 1993, S. 229.
- 39 Die Resolution des SSV, zit. nach Noack I, 1997, S. 138.
- 40 Vgl. hierzu Noack 1997 II, S. 33f.
- 41 Sie sind abgedruckt bei Reimer Hansen u.a., 1993, S. 232-236.
- 42 Siehe hierzu die Einschätzung bei Lorenz Rerup: Slesvig delt i 75 år. Symbiosekonfrontation- naboskab, in: Grænseforeningens årbog 1995, Kopenhagen 1995, ferner Karl Christian Lammers: Konflikte und Konfliktlösungen in der dänisch-deutschen Minderheitenfrage. Ein Beispiel für Europa?, in: Historische Mitteilungen 10, 1997, S. 268-279.

## „Mahnmal als Vorbild“

Einweihung eines Denkzeichens zur Erinnerung an die Deportierten aus dem Lager Frøslev 1944/45 - ein Pressebericht

von JÖRN-PETER LEPPHEN

Am 15. September 1998 wurde am Grenzübergang Harrislee/Padborg ein Denkzeichen eingeweiht, das an die 1600 dänischen Gefangenen erinnert, die vom 15. September 1944 bis zum 16. Februar 1945 durch die deutsche Besatzungsmacht aus dem Internierungslager Frøslev in deutsche Konzentrationslager verschleppt wurden. Sie wurden über die Grenze bei Padborg zum Bahnhof Harrislee transportiert, ihrer ersten „Station auf dem Weg in die Hölle“.

Mit der Denkmalseinweihung fand die 1994 begonnene Arbeit der deutsch-dänischen Initiativgruppe „Harrislee-Bahnhof“ ihren Abschluß. Gemeinsam mit der Gemeinde Harrislee hat sie das Ziel verfolgt, an das Schicksal der Deportierten angemessen zu erinnern.

Das Projekt hat breite öffentliche wie private Unterstützung gefunden, durch die in der Harrisleer Gemeindevertretung präsenten Parteien (SPD, SSW und CDU), durch Behörden und Vereinigungen, durch das Bildungsministerium, den Kreis Schleswig-Flensburg sowie durch zahlreiche Banken und nicht - zuletzt - durch Harrisleer Firmen aus dem Baugewerbe.

Kern des Projekts war die Gestaltung von Mahnmal-Modellen durch Schülerinnen und Schüler im Rahmen eines fächer- und schulübergreifenden Vorhabens, an dem sich die Auguste-Viktoria-Schule Flensburg, die Duborg-Skolen Flensburg und die Zentralschule Harrislee beteiligten. Der Entwurf einer 10. Klasse der Duborg-Skolen wurde ausgeführt.

Der Grenzfriedensbund hat das Vorhaben der Arbeitsgruppe „Harrislee-Bahnhof“ von Anbeginn publizistisch begleitet und

gefördert. 1995 erschienen in den Grenzfriedensheften die Forschungsergebnisse von Henrik Skov Kristensen und Matthias Scharl, die die Geschichte der Deportationen in einer ersten Arbeitsphase wissenschaftlich aufgearbeitet hatten.<sup>1</sup> Diese Studie wurde 1996 in einer zweisprachigen (deutsch-dänischen) Broschüre durch den Grenzfriedensbund und Historisk Samfund for Sønderjylland vorgelegt.<sup>2</sup>

1997 dokumentierte Christoph Wiegand, Kunstlehrer an der Auguste-Viktoria-Schule Flensburg, in den Grenzfriedensheften das Schulprojekt zur Gestaltung eines Mahnmals. Er stellte die neun eingereichten Entwürfe vor und informierte über die große öffentliche Resonanz auf das Kunstprojekt.<sup>3</sup> Dieser Beitrag fand Eingang in eine weitere - zweisprachige - Sonderpublikation, die der Grenzfriedensbund, diesmal gemeinsam mit der Arbeitsgruppe „Harrislee-Bahnhof“, veröffentlichte. Die Schrift erschien zur Einweihung des Mahnmals am 15. September 1998. Über Wiegands Bericht hinaus zieht die Sprecherin der Arbeitsgruppe, Anke Spoorendonk, darin Bilanz über das Gesamtprojekt<sup>4</sup>.

In der Grenzlandpresse hat die Einweihung des Denkzeichens eine sehr lebhaftere Resonanz gefunden. Bereits im Vorfeld berichtete sie über ein Projekt, das seinesgleichen sucht:

- Schülerinnen und Schüler stellten sich mit ihren Lehrern im Unterricht der (äußerst schwierigen) Aufgabe, ein Mahnmal für Opfer des Nationalsozialismus zu entwerfen und die Entwürfe bis zur Modellreife zu führen.

Die Aufgabe war nicht bloß theoretischer Natur, sondern beinhaltete die Chance, daß die im Unterricht erarbeiteten Ideen im öffentlichen Raum verwirklicht würden.

- Das Projekt wurde in Kooperation mit anderen Schulen durchgeführt, darunter eine Minderheitenschule.
- Die Schülerinnen und Schüler erläuterten und vertraten ihre Modelle im Rahmen einer großen öffentlichen Veranstaltung im Harrisleer Bürgerhaus.
- Die Schülerinnen und Schüler, deren Mahnmal-Idee zur

Verwirklichung ausgewählt worden war, konnten beim Bau selbst Hand anlegen.

- Die Nähe zur Arbeitswelt wurde dadurch intensiviert, daß die Schülerinnen und Schüler unter Anleitung von Lehrlingen einer Harrisleer Baufirma arbeiteten.

Der besondere Wert dieser didaktischen Konzeption spiegelt sich in einem Bericht des Flensburger Tageblatts<sup>5</sup> wider, in dem es heißt: „Das Fach ist neu im Stundenplan: Mädchen und Jungen aus dem 12. Jahrgang der Duborg-Schule sind Bauhandwerker. An der deutsch-dänischen Grenze bei Pattburg errichten sie zur Zeit ein Denkmal, das sie selbst entworfen haben und das an die Deportation dänischer Gefangener aus dem Internierungslager Fröslee über den kleinen Bahnhof Harrislee in deutsche Konzentrationslager erinnern soll. Die offizielle Enthüllung des Denkmals findet am 15. September statt.

Angelina Nadolski, Tim Pohl, Thorben Bockhardt und Bent Burke erhielten fachliche Unterstützung, als sie sich morgens auf dem Parkplatz einfanden, um das Fundament für das Denkmal herzustellen: Michael Marcinkiewicz von der Harrisleer Baufirma Hans Lorenzen wies das Mädchen und die Jungen ein. Sie und ihre Klassenkameraden hatten Ende der zehnten Klasse mit ihrem Kunsterzieher Kim Olesen das Mahnmal entworfen und sich damit am Wettbewerb des Arbeitskreises ‚Harrislee-Bahnhof‘ beteiligt. Auch aus der Auguste-Viktoria-Schule und der Zentralschule Harrislee waren Mahnmal-Vorschläge gekommen, Arbeitskreis und Hauptausschuß der Gemeinde entschieden sich aber für den Vorschlag der Duborg-Schule.

Und das bringt den jungen Leuten jetzt ungewohnte Arbeit: In Kleingruppen sind sie - tageweise auch unterstützt von Lehrlingen der Baufirma - auf der Baustelle. Zwischen den vielen Regenschauern, vor denen sie in einen Bauwagen flüchten können, mauern die Schülerinnen und Schüler, gießen Beton und bereiten alles vor für die Aufstellung des Denkmals.

Keilförmige Eisenbahnschienen, aufgehängt an aufrecht stehenden Eisenbahnschwellen sollen die lange Reise der Gefangenen symbolisieren, auf die Schwellen werden die Namen der Statio-

nen geschrieben. Sieben Meter lang und etwa drei Meter hoch wird das Denkmal, dessen Kosten auf rund 18000 Mark veranschlagt sind.

Für Angelina, Bent, Tim und Thorben ist die Arbeit etwas Besonderes. Thorben Bockhardt glaubt, daß es einmal ein ‚eigenartiges Gefühl‘ sein wird, ‚hier vorbeizufahren und daran zu denken, daß ich das mitgebaut habe‘.“

Unter der Überschrift „Mahnmal als Vorbild“ kommentiert Joachim Pohl in derselben Ausgabe des Flensburger Tageblatts<sup>6</sup> auf der Titelseite das Projekt: „Während man in Berlin seit Jahren über das Holocaust-Mahnmal streitet, zeigen Flensburger Jugendliche, wie man’s macht. Von der großen Öffentlichkeit unbeachtet, bauen hier Schüler der Duborg-Skolen seit einigen Wochen ein Mahnmal zur Erinnerung der Deportierten aus dem Lager Frøslev ins Konzentrationslager Neuengamme - per Bahn über Harrislee. Das Mahnmal steht genau dort, wo die Gleise die deutsch-dänische Grenze passieren. Auch für Autofahrer, die den Grenzübergang Harrislee/Pattburg benutzen, ist das mehrere Meter hohe Kunstwerk unübersehbar.“

Pohl stellt treffend fest, die Auswahl der Idee der Duborg-Skolen aus den eingereichten Entwürfen sei „ohne quälende öffentliche Diskussion“ vonstatten gegangen. „Davon abgesehen, verdienen das Engagement und die Kreativität der Initiatoren und aller Schüler, die sich an dem Wettbewerb beteiligt haben, höchste Anerkennung.“

Diese Anerkennung - und vor allem ihren Respekt vor den Opfern des Nazi-Terrors - drückten auch die zahlreichen Besucher aus, die am 15. September 1998 zur Einweihung des Mahnmals erschienen. In dem ausführlichen Bericht des Flensburger Tageblatts<sup>7</sup> über die Veranstaltung heißt es unter anderem: „Als ein ‚Zeichen gegen das Vergessen‘ hatten Malou Clemensen und Markus Klinger in Vertretung ihrer Klasse der Duborg-Schule das Mahnmal symbolisch an Bürgermeister Dr. Buschmann übergeben. Noch während der von ständigem Nieselregen begleiteten Einweihungsreden legten Gestapo-Verfolgte und Mitglieder der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes Blumen an dem

Mahnmal nieder, das die Duborg-Schüler entworfen und zum Teil auch mit gebaut hatten. Bürgervorsteher Karl Rathje erinnerte an die Rolle des Harrisleeer Bahnhofs, von wo aus die Deportationen stattfanden, nachdem Bahnbedienstete in Pattburg einen Transport verhindert hatten. Bei der Aufarbeitung sei der Arbeitskreis auf das Phänomen des Verdrängens gestoßen. ‚Die Deportationen können nicht im Verborgenen stattgefunden haben‘, sagte Rathje. Der Marsch der Gefangenen und das Verladen müssten bemerkt worden sein. ‚Es wurde auch Stroh und Heu bei den Bauern in der Umgebung gekauft.‘

Anke Spoorendonk, Sprecherin des Arbeitskreises Harrisleeer Bahnhof, freute sich sehr über das Ziel ‚auf dem langen Weg der Erinnerungsarbeit‘ und dankte wie auch Rathje allen Beteiligten, insbesondere den drei am Wettbewerb beteiligten Schulen.

Gyde Köster, Staatssekretärin im Bildungsministerium, nannte das Mahnmal ein Beispiel der Spurensuche, des Nichtverdrängens. Gerne habe das Land getreu dem Motto ‚Erinnerung braucht Orte‘ das Vorhaben unterstützt.“

Dem Nordschleswiger<sup>8</sup> ist ergänzend zu entnehmen: „ ‚Der Naziterror wird ganz eindringlich deutlich‘, sagte Staatssekretärin Gyde Köster vor den rund 150 Erschienenen, unter ihnen Grenzlandbeauftragter Kurt Schulz, Eckernförde, und BdN-Hauptvorsitzender Hans Heinrich Hansen, Heisagge. Köster würdigte zugleich das ehrenamtliche Engagement jenseits nationaler und parteipolitischer Grenzen, ‚so ein sensibles Thema mit so viel Einfühlungsvermögen zu vermitteln‘. Harrislee werde damit zu einem Symbol, das weit über die Grenzen der Region ausstrahle, sagte die Staatssekretärin.

Ein neunköpfiges Schüler-Bläserensemble der Auguste-Viktoria-Schule mit Oberstudienrat Dr. Ingo Schultz umrahmte die dreiviertelstündige Zeremonie ...Im ‚Frøslevlejrens Museum‘, Frøslev, folgte die Eröffnung der umgestalteten Dauerausstellung über die Deportationen und die Geschichte des Lagers zwischen August 1944 und Mai 1945.“

Zur Denkmalseinweihung und der nachfolgenden Ausstellungseröffnung im Frøslevlejrens Museum erschienen auch überle-

bende Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Die Journalisten interviewten einige von ihnen, um für die Leserinnen und Leser das Schicksal der Deportierten an Beispielen konkret zu machen. Jyske Vestkysten<sup>9</sup> sprach mit Ejnar Brøgger: „Ejnar Brøgger aus Hammelev bei Vojens war einer der 200 dänischen Widerstandskämpfer, die am 15. September 1944 bei der ersten Deportation aus dem Frøslevlager in die deutschen Konzentrationslager dabei waren. 100 Dänen kamen (in das KZ-Außenlager) nach Porta Westfalica. Zusammen mit dem Rest blieb er in Neuengamme bei Hamburg. Am 26. September 1944 kam er nach Husum, wo 1500 Häftlinge unter unmenschlichen Verhältnissen Panzersperren graben sollten. Als die Arbeit am 18. Dezember beendet wurde, waren 427 übrig. Die anderen waren tot oder mit Krankentransporten nach Neuengamme zurückgeschickt worden.

Gestern war er wieder in der Umgebung, wo seine Alpträume vor 54 Jahren begannen. Er nahm zunächst an der Enthüllung eines Mahnmals teil: Ein Eisenbahngleis, das in die Lager des Naziregimes führt, und vier senkrechte Schwellen mit den Namen Frøslev, Harrislee, Neuengamme und Dachau ...

Die Deportationen waren ein deutscher Wortbruch. Das Frøslevlager wurde am 13. August 1944 in Gebrauch genommen. Es war als ein Internierungslager auf dänischem Boden errichtet worden, so daß die Besatzungsmacht hier dänische Bürger einliefern konnte. Einen Monat später wurden die ersten deportiert. Es folgten weitere sieben Deportationen, so daß 1600 Fröslevhäftlinge nach Süden geschickt wurden. 275 starben dort. „Wir glaubten“, sagt Ejnar Brøgger, „daß wir den Rest des Krieges im Lager sitzen sollten. Als wir am 15. September nachts herausgerufen wurden, hofften einige von uns, daß wir freigelassen werden sollten.“ Am 20. April 1945 kam er mit den weißen Bussen (des Roten Kreuzes) nach Hause.“

Flensburg Avis<sup>10</sup> sprach mit Hans Braun, der wie Ejnar Brøgger zu den ersten Deportierten am 15. September 1944 gehörte: „Ich war am 29. August 1943 Soldat in Kopenhagen, als die Deutschen das Heer überfielen. Wir wurden auf Kronborg inter-

niert,‘ erzählt er. Später schloß er sich der Widerstandsbewegung an, aber wurde im Juni 1944 von der Gestapo gefaßt und in das Frøslevlager eingeliefert. ‚Zuerst kam ich nach Neuengamme, aber am 26. September1944 wurde ich in das Westlager<sup>11</sup> bei Husum verlegt.‘ Das Westlager war ein sogenanntes Außenkommando von Neuengamme. Hans Braun kam am 12. Dezember1944 zurück nach Neuengamme. Von Neuengamme kam Hans Braun weiter in andere deutsche Konzentrationslager, um schließlich in einem Lager in Österreich zu enden.

‚Ich war in dem Lager bis Ende Mai 1945. Es war so, daß wir von den Amerikanern befreit wurden, aber zwischen den Alliierten war vereinbart worden, daß Österreich (auch) von den Russen besetzt werden sollte‘, erzählt Hans Bruun. Es glückte Hans Bruun mit einem Flugzeug nach Frankreich zu kommen, von wo aus die Reise weiter zum Flughafen Kastrup ging. ‚Sofort nach meiner Rückkehr wurde ich wieder zum Heer einberufen, aber daraus wurde nichts. Ich wog nur 70 Pfund, als ich zurück nach Dänemark kam, und es gab nicht die Krankheit, an der ich nicht litt<sup>1</sup>, erzählt Hans Bruun und fügt hinzu, daß er bis September 1945 im Krankenhaus lag.

In den letzten 12 Jahren hat Hans Bruun für das Museum des Frøslevlagers gearbeitet, und vor kurzem war er bei der Vorbereitung der gerade eröffneten Ausstellung dabei.“

Das Flensburger Tageblatt<sup>12</sup> schließlich sprach mit Niels Christian Andersen, der zum Kreis ehemaliger Widerstandskämpfer gehört: „ ‚Das Mahnmal ist sehr schön und genau richtig.‘ Niels Christian Andresen, Jahrgang 1923, blickt gedankenvoll auf die symbolischen Schienen an den aufrechtstehenden Bahnschwellen mit den Namen Frøslev, Harrislee, Neuengamme, Dachau. Das Mahnmal soll daran erinnern, daß zwischen 1944 und 1945 etwa 1600 Menschen aus dem Internierungslager Frøslev über den Harrisleer Bahnhof in deutsche Konzentrationslager transportiert wurden. 275 starben, Niels Christian Andresen aus Pattburg gehört zu den Überlebenden. ‚Das war eine schlimme Zeit.‘ Nach Sabotage bei der Bahn war er zwei Monate im Frøslev-Lager, ehe er am 12. Januar als Nr. 69118 mit dem zweiten

Transport ins KZ Neuengamme kam. Er hatte noch Glück: Im April kehrte er nach Dänemark zurück, kurze Zeit später flüchtete er nach Schweden. „Das ist lange her, aber man vergißt es nicht.“

### Übersetzung der dänischen Presseberichte: Dieter Brandt

- 1 Henrik Skov Kristensen u. Matthias Scharl, Harrislee - eine „Station auf dem Weg in die Hölle“. Die Deportation dänischer Gefangener aus dem Internierungslager Frøslev in deutsche Konzentrationslager 1944/45, in: Grenzfriedenshefte 3/1995, S. 143-185.
- 2 Dies, Harrislee-Bahnhof - eine „Station auf dem Weg in die Hölle“. Die Deportationen dänischer Gefangener aus dem Internierungslager Frøslev in deutsche Konzentrationslager 1944/45 /Harreslev banegården „Station på vej til helvede“. Deportationen af danske långer fra Frøslevlejren til tyske koncentrationslejre 1944/45, hrsg. v. Grenzfriedensbund u. Historisk Samfund for Sønderjylland, Flensburg 1996. - Siehe auch Grenzfriedenshefte 2/1996, S. 114-116.
- 3 Christoph Wiegand, Bahnhof Harrislee - Schüler/innen gestalten ein Mahnmal, in: Grenzfriedenshefte 3/1997, S. 193-207. - Vorgestellt wurde das Projekt auch in zwei fachspezifischen Publikationen: Christoph Wiegand, Nadja Arndt, Bettina Lütten, Nadja Matthiesen, Bahnhof Harrislee, in: Verbotene Städte, Ein Projekt der Kunstkommission „Kunst im öffentlichen Raum des Landes Schleswig-Holstein“, hrsg. v. Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Schleswig-Holstein, Kiel 1998, S. 66; Christoph Wiegand, Wir wollen ein Zeichen setzen. Schülerinnen und Schüler gestalten ein Denkmal, in: Kunst und Unterricht H. 227/Nov. 1998, S. 13-15.
- 4 Christoph Wiegand u. Anke Spoorendonk, „Wir wollen ein Zeichen setzen“, Schülerinnen und Schüler gestalten ein Mahnmal / Elever skaber et mindesmaske, hrsg. v. Grenzfriedensbund und der Arbeitsgruppe „Harrislee-Bahnhof“, Flensburg 1998. (Mitglieder des Grenzfriedensbundes können die 48 Seiten umfassende Schrift kostenlos über die Geschäftsstelle erhalten; Nichtmitglieder zahlen DM 3,- und Porto).
- 5 Flensburger Tageblatt, 27.8.1998, S. 15.
- 6 Flensburger Tageblatt, 27. 8.1998 (Titelseite).

- 7 Flensburger Tageblatt, 16.9.1998.
- 8 Nordschleswiger, 16.9.1998.
- 9 Jyske Vestkysten, 16.9.1998.
- 10 Flensborg Avis, 16.9.1998.
- 11 Gemeint ist das KZ Husum-Schwesing.
- 12 Flensburger Tageblatt, 16.9.1998.

„Minderheitenkongreß 2000“ als „Expo“-Teil

*Thema „Mensch und Minderheit – Der deutsch-dänische Grenzraum als Beispiel einer europäischen Konfliktlösung“*

APENRADE (uk). Der Schleswig-Holsteinische Landtag wird im Rahmen seiner Veranstaltungsreihe „Forum“ im zweiten Quartal des Jahres 2000 in der Akademie Sankelmark einen „Minderheitenkongreß 2000“ durchführen. Diese wissenschaftliche Fachtagung trägt den Titel „Mensch und Minderheit – Der deutsch-dänische Grenzraum als Beispiel einer europäischen Konfliktlösung“.

Der Kongreß steht in enger Verbindung mit dem Grenzland-Projekt „Menschen, Minderheiten, Konfliktlösungen“ des Wirtschaftszentrums Nordschleswig (SEC), Apenrade, und des Europäischen Zentrums für Minderheitenfragen (ECMI), Flensburg, zur Weltausstellung „Expo 2000“ in Hannover, in dessen Rahmen sich die Minderheiten der Grenzregion präsentieren wollen. Wie gestern berichtet, hat der schleswig-holsteinische Landtagspräsident Heinz- Werner Arens (SPD), Kiel, angeregt, zu der Tagung auch hochrangige internationale Gäste einzuladen, darunter den Hohen Kommissar der OSZE.

Der „Minderheitenkongreß 2000“ entspricht dem Konzept des Grenzland-Projektes, erklären die Veranstalter. Es greift in mehrfacher Weise das Leitthema „Mensch“ unter dem Aspekt des gleichberechtigten Zusammenlebens auf.

Während heute jeder siebte Einwohner Europas einer Minderheit angehört, wird die Minderheitenproblematik aufgrund des Wegfalls des Ost-West-Konfliktes an der Schwelle zum 21. Jahrhundert eine neue Konfliktdimension erreichen.

Die Konflikte in Ex-Jugoslawien gelten erst als die Spitze des Eisbergs. Daher müssen für diese Problematik der nächsten Jahrzehnte neue Lösungsansätze gefunden werden, zu denen der Landtag mit dem „Minderheitenkongreß 2000“ beitragen will.

*Nordschleswiger, 18.9.1998*

„Sozialarbeit im Grenzland ist immer auch Kulturarbeit“

*50 Jahre ADS als „Erfolgsgeschichte deutscher Sozialarbeit im Landesteil Schleswig“ gewürdigt*

GLÜCKSBURG (uk). Wenn es sie nicht gäbe, müßte sie ganz schnell erfunden werden – die Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig (ADS), Flensburg. Mit seinen jetzt 47 Einrichtungen – fast ausschließlich im Landesteil Schleswig – stellt der 1948 gegründete eingetragene Verein eine unverzichtbare und stets

zeitgemäß „Aktuell, Dynamisch, Sozial“ handelnde Organisation von entscheidender Bedeutung im deutschen Teil der Grenzregion dar. Das wurde nicht nur bei einem großen Spiel- und Spaßfest im Flensburger Stadion mit 10.000 Besuchern, sondern auch während der Mitgliederversammlung und der anschließenden Jubiläumsfeier zum 50jährigen Bestehen der ADS in ihrem Waldschulheim in Glücksburg deutlich. „Die ADS steht weiterhin fest auf dem Fundament ihres Gründungsgedankens“, würdigte Kreispräsident Johannes Petersen (CDU), Glücksburg, „die Erfolgsgeschichte deutscher Sozialarbeit im Landesteil Schleswig“. Die ADS zeichne sich durch Flexibilität und Offenheit aus. „Die Verantwortlichen im Land dürfen die Grenzverbände nicht unnötig schwächer machen“, warnte Petersen an die Adresse der Landesregierung vor dem Hintergrund von z. T. einschneidenden Zuschußkürzungen seit Anfang der 90er Jahre.

ADS bedeute „engagiertes Wirken für mehr Lebensqualität der Menschen in fachlicher Weise und menschlicher Zuwendung“, sagte früherer SPD-Landtagsabgeordneter Dr. Klaus Klingner, Vorsitzender des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes (DPWV)/Landesverband Schleswig-Holstein, Kiel. Die ADS trage dazu bei, „die Vielfalt der Sozialarbeit gerade im Norden erlebbar zu machen“ und zeige eine „Bereitschaft zur ständigen Erneuerung“.

Als Zeitzeugin mit Geburtsjahr 1904 (!) erinnerte Gerda Petersen, ADS-Mitarbeiterin von 1948 bis 1969, vor den etwa 300 Jubiläumsgästen – unter ihnen auch BdN-Hauptvorsitzender Hans Heinrich Hansen, Heisagger, Generalsekretär Peter Iver Johannsen und Geschäftsführer Hermann Heil, beide Apenrade – an ein Gespräch mit dem schleswig-holsteinischen Sozialminister Anfang der 50er Jahre, auf das in wirtschaftlich schwerer Nachkriegszeit weniger Gerede, sondern vielmehr schnelle Taten folgten: die Einrichtung der ersten ADS-Kindergärten und der Aufbau der ersten ADS-Mütterschule, aus der später eine Elternschule und das heutige ADS-Beratungs- und Bildungszentrum „Haus der Familie“ hervorgingen.

Die ADS entstand, als die dänische Grenzoffensive zur Abtrennung des Landesteils Schleswig vom Land Schleswig-Holstein und zur Einverleibung in Dänemark ihren Höhepunkt erreichte, „als es in der nationalpolitischen Auseinandersetzung um Deutsch oder Dänisch ging und befürchtet werden mußte, daß die Grenze an der Eider neu gezogen werden würde“, wie es in der Festschrift „50 Jahre ADS 1948-1998“ heißt.

„Der ADS erschlossen sich damals vorrangig soziale Aufgaben. Es galt, der deutschen Bevölkerung im Gegenzug zu dem großangelegten Sozialprogramm Dänemarks in ihren Grundbedürfnissen zu helfen und Lebens- und Existenzhilfe zu leisten. Unsere heutigen Kindergärten, Schullandheime, Kurheime und Sozialstationen hatten zum großen Teil ihren Ursprung in Kasernenanlagen und

ausgedienten Wehrmachtsbaracken. Inzwischen haben sich die Verhältnisse an der deutsch-dänischen Grenze weitgehend normalisiert, das Leben zwischen Dänen und Deutschen gestaltet sich gut nachbarlich und ist zu einem Modell für Europa geworden.“

Gerade für ein modernes Sozialwerk wie die ADS mit zeitnahen Qualitätsangeboten gilt: „Sozialarbeit im Grenzland ist immer auch Kulturarbeit“, zitierte ADS-Vorsitzender Kaufmann Hans Dethleffsen, Flensburg, den Juristen Uwe Lendt, ADS-Hauptgeschäftsführer bis 1995. „Mit dem weiteren Zusammenwachsen Europas verlieren die kulturellen Grenzen nicht an Bedeutung“, unterstrich Dethleffsen. In seinem persönlich gehaltenen Festvortrag „50 Jahre Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig“ erinnerte Dethleffsen an das Engagement der ersten drei ADS-Vorsitzenden Kaufmann und Bürgermeister Christian Carsten Christiansen (1948-1960), Kaufmann Wilhelm Müller (1961-1975) und Jurist und Minister Gerd Lausen (1975- 1993) sowie an ein Dutzend namentlich genannte Mitarbeiter – stellvertretend für alle jetzt 500 festangestellten ADS-Mitarbeiter und 100 Honorarkräfte.

Im laufenden Haushaltsjahr mit einem Volumen von 29,5 Millionen DM betreibt die ADS 27 Kindergärten, sechs Schullandheime, je zwei Kurhäuser, Seniorentreffs, Jugendtreffs und Sozialstationen, ein Haus der Familie mit vier Bildungs- und Beratungsbereichen, ein Freizeitzentrum ein Projekt für jugendliche Arbeitslose und ein Projekt für soziales Training Straffälliger. Die Koordination der vielfältigen Arbeit erfolgt in der ADS-Geschäftsstelle im „Norderhaus“, Flensburg, unter Leitung von Hauptgeschäftsführer Ernst-Peter Rodewald und Geschäftsführerin Marta Marxen.

*Nordschleswiger, 23.9.1998*

**Ekkehard Wienholtz: „Nur gemeinsam sind wir stark“**

*Zehnte deutsch-dänische Bürgermeisterkonferenz in Husum*

HUSUM (clk). „Das Zusammenwachsen Europas zeigt sich nicht nur im großen wie bei der Einführung einer gemeinsamen Währung, sondern auch und gerade in viel kleineren Bereichen.“ Mit diesen Worten forderte der schleswig-holsteinische Innenminister Ekkehard Wienholtz (SPD) gestern auf der zehnten deutsch-dänischen Bürgermeisterkonferenz in Husum zum gemeinsamen Handeln über die Grenze hinweg auf. „In einem zusammenwachsenden Europa kommen wir um eine Erkenntnis nicht herum: Nur gemeinsam sind wir stark.“ Dies gelte für viele Bereiche wie die Kriminalität, Umweltschutz, Fremdenverkehr, Technologie- und Wirtschaftsförderung. Hier solle in den nächsten Jahren verstärkt grenzüberschreitend gearbeitet werden. Dafür, daß die Menschen in der

Grenzregion dies schon erkannt hätten, seien die Bürgermeisterkonferenz und der Regionalrat Schleswig/Sønderjylland Zeichen.

„Einzelne Kommunen, Vereine, Wirtschaft und Gewerkschaften müssen ihre spezifischen Wege der Zusammenarbeit finden – bei Wahrung des Respekts vor historisch gewachsenen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Unterschieden“, so der Innenminister. Es gebe schon Nachfolger der erfolgreichen schleswig-holsteinisch-nordschleswigschen Zusammenarbeit: Zum Beispiel die zwischen dem Kreis Ostholstein und Storstrøms Amt. Ekkehard Wienholtz erläuterte in seinem Vortrag, daß es in Dänemark nur ein Gesetz zur Kommunalverwaltung gebe, in Schleswig-Holstein seien es vier. In ganz Deutschland gebe es ganz unterschiedliche Kommunalverfassungen. Schleswig-Holstein, so der Innenminister, sei bei der Einführung der erweiterten Bürgerbeteiligung auf kommunaler Ebene mit führend gewesen. Die Befürchtungen, die mit der Einführung dieser plebiszitären Elemente verbunden gewesen seien, hätten sich nicht bewahrheitet. In den letzten acht Jahren habe es etwa 200 eingeleitete Bürgerbegehren gegeben, die der Regierung nicht immer nur Freude gemacht hätten, so z. B. der erfolgreiche Bürgerentscheid gegen die Errichtung eines deutsch-dänischen Grenzland-Windparks. Dennoch sei es richtig, die Bürgerinnen und Bürger in die Entscheidungen mit einzubeziehen.

Auch in Deutschland gehe der Trend hin zur Privatisierung von Aufgaben. Wienholtz warnte aber davor, dies als Königsweg auch für die Sanierung der Finanzen zu sehen. Schließlich würden die Kommunen so auch auf Einnahmen verzichten. Cornelius Kohl (CDU), Bürgermeister in Husum, erläuterte, daß die 50 Jahre alte Magistratsverfassung zum 1. März 1998 abgeschafft wurde. Ehrenamtliche Politik und hauptamtliche Arbeit wird dadurch jetzt streng getrennt. Der Stadtrat bestimme nach wie vor die Grundlinien der Politik. Der Bürgermeister, der jetzt direkt gewählt wird, leitet nach diesen Vorgaben die Verwaltung. Er hat eine relativ starke Stellung gegenüber dem Stadtrat. Das Bindeglied Magistrat als dritte Säule der Verwaltung ist abgeschafft worden. Neben dem Bürgermeister repräsentiert der vom Stadtrat gewählte Bürgervorsteher die Kommune. Die Kommunen finanzieren sich aus Verwaltungsgebühren, Mieten, Gewinnen, sowie Grund- und Gewerbe-, Vergnügungs- und Hundesteuer. Der Finanzausgleich soll für annähernd gleiche Verhältnisse sorgen. Doch trotz der Zuschüsse vom Land, Bund und der EU schlossen viele Kommunen mit einem Defizit ab. In Husum sind es 1,8 Mio. Mark.

*Nordschleswiger, 26.9.1998*

## Heimatbund ehrt Jessen-Klingenberg und Hoffmann

Zustimmung für Forum zu „Identität“

Kiel (Ino). Die Beschäftigung mit der Geschichte und eine künftige Bedeutung des Begriffes Heimat standen im Mittelpunkt der Jahresversammlung des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes am Wochenende im Freilichtmuseum Molfsee vor den Toren Kiels. Dabei erinnerte der Landesvorsitzende Uwe Ronneburger an die vielen Veranstaltungen zur 150. Wiederkehr der Freiheits- und Demokratiebestrebungen 1848.

Die höchste Auszeichnung des Heimatbundes, die Lornsenkette, wurde in diesem Jahr an zwei Historiker verliehen. Der emeritierte Professor Erich Hoffmann wurde vor allem für seine zahlreichen Schriften zur Geschichte des Landes geehrt. Mit Manfred Jessen-Klingenberg wurde ein Mann ausgezeichnet, der sich als Bearbeiter des Geschichtswerkes „Territorien-Ploetz“ über das Land hinaus einen Namen gemacht hat. Die erstmals verliehene goldene Ehrennadel ging an Jens Harrebye für die Pflege historischer Kriegsgräber in Nordschleswig.

Große Zustimmung erntete Landtagspräsident Heinz-Werner Arens (SPD) für seine Ankündigung, im nächsten Jahr im Landeshaus ein Forum zum Begriff „Identität“ zu veranstalten. In einem Grußwort vertrat Arens die Auffassung, daß das Gespräch über Identität und Heimat vor dem Hintergrund der Globalisierung und des europäischen Zusammenwachsens an Dynamik gewinnt.“ Er setzte sich für eine Weiterentwicklung des Begriffes Heimat ein, der nicht nur an die Vergangenheit erinnern sollte, sondern auch die aktuelle und zukunftsorientierte Lebenswelt umfassen müsse.

Ronneburger sagte, daß nach „gewissen Irritationen“ in der Vergangenheit eine bessere Zusammenarbeit mit der dänischen Minderheit „auf einem guten Weg“ sei. Es komme zu einem „intensiven Gedankenaustausch“ mit dem Vorstand des Süd-schleswigschen Kulturvereins, um zu einem besseren gegenseitigen Verständnis zu gelangen.

Die Dänen hatten in diesem Jahr eine Teilnahme am Schleswig-Holstein-Tag abgelehnt. Wie Landesgeschäftsführer Willy Diercks ergänzte, werde vor der Festlegung des Mottos für den Heimattag 2000 „auf jeden Fall“ eine Verständigung gesucht.

*Dithmarscher Landeszeitung, 28.9.1998*

## Akademie Sankelmark wandelt sich zur Europäischen Akademie

SANKELMARK (uk). Dozent Dr. Rainer Pelka wird ab 1. Oktober neuer Direktor der Akademie Sankelmark als Nachfolger von Dr. Gerhard Jastram, der in den Ruhestand tritt. Er ist seit Juli 1980 Mitarbeiter der Akademie Sankelmark und war

bereits.

1994/95 während eines Jastram-Urlaubs mit der Interim-Leitung der Erwachsenenbildungsstätte des Deutschen Grenzvereins e.V. betraut.

Pelka wurde 1950 in Husum geboren, machte 1969 Abitur und studierte nach zweijährigem Bundeswehrdienst in München und Heide/Holstein von 1971 bis 1976 in Kiel und Ann Arbor, Michigan/USA, Politikwissenschaft, Skandinavistik und Germanistik.

1976/77 war Pelka Leiter der Außenstelle Hamburg der Hermann-Ehlers-Akademie, Kiel; und ab 1978 leitete er das kommunalpolitische Seminar der Politischen Akademie Wesseling der Konrad-Adenauer-Stiftung.

In die künftige Tätigkeit Pelkas werden zahlreiche Veränderungen fallen. Die Akademie Sankelmark mit derzeit 22 Mitarbeitern – unter ihnen Jastram, Pelka und Dr. Hans-Ulrich Schilf als Dozenten – erfährt eine umfangreiche Umstruktuiierung, die die Mitgliederversammlung des Deutschen Grenzvereins bereits im März d. J. billigte: Aus ihr wird die Europäische Akademie Schleswig-Holstein.

Die Pläne sollen bis Ende des Jahres endgültig fertiggestellt sein, so daß die Einrichtung ab dem ersten, spätestens zweiten Quartal 1999 ihre Arbeit aufnehmen kann. Die künftige Europäische Akademie Schleswig-Holstein will auf drei Ebenen wirken: im grenzüberschreitenden Nahbereich der Region Schleswig/Sønderjylland, für die deutsch-dänische Verständigung sowie im Ostseeraum/Mitteuropa.

Die Arbeitsfelder der neuen Akademie, in die die bisherige Europäische Akademie Schleswig-Holstein in Leck und ihr Leiter, Dr. Michael Freund, integriert werden, erstrecken sich auf eine europäische Rechtsakademie zur Weiterbildung juristischer Multiplikatoren sowie einen pädagogischen Bereich. Er besteht aus zwei Abteilungen:

einer Europaakademie und einer Akademie für Minderheitenangelegenheiten. Hier ist eine enge Zusammenarbeit mit dem Europäischen Zentrum für Minderheitenfragen. (ECMI), Flensburg, vorgesehen.

Für den pädagogischen Arbeitsbereich wird ein neuer Trägerverein gegründet, um die Gemeinnützigkeit der Akademie zu erhalten. Ihm werden u. a. der Grenzverein, die Europa-Union Schleswig-Holstein, der Bund deutscher Nordschleswiger (BdN) und die dänische Europabewegung in Nordschleswig als Mitgliedsorganisationen angehören. Die Mitglieder sollen je zur Hälfte aus Deutschland und Dänemark kommen.

Der Betrieb des Hotel- bzw. Internatsbereiches der Akademie erfolgt als GmbH. Der Grenzverein bleibt Eigentümer des Grundstückes und der Gebäude der Akademie.

*Nordschleswiger, 29.9.1998*

## Vom Gang auf die Barrikaden

### *Ausstellung im Flensburger Museum*

FLENSBURG. Im Nachttopf sind die Konterfeis der Prinzen von Augustenburg und Noer abgebildet – eine grobe dänische Verhöhnung ihrer Gegner. Aber auch die andere Seite ging nicht gerade zimperlich mit ihren Kontrahenten um: So wird der Eiderdäne Orla Lehmann wie ein Tier in einem Käfig der Bevölkerung präsentiert. Die Ausstellung zum Revolutionsjahr 1848 und zur schleswig-holsteinischen Erhebung auf dem Flensburger Museumsberg zeigt, daß überzogene Propaganda und Diffamierungen des Gegners keine Erfindungen unseres Jahrhunderts sind.

Im Mittelpunkt der zeitgenössischen deutschen Sicht auf die Ereignisse stehen die „Neuruppiner Bilderbogen“: Im weit entfernten brandenburgischen Neuruppin entstanden 97 Blätter in einer Auflage von mehreren tausend Stück, die über die Ereignisse in Schleswig-Holstein berichteten. „Pro Woche wurde ein Bogen auf den Markt gebracht, es war der Vorläufer der Boulevard-Zeitungen“, erklärt Museumsleiter Ulrich Schulte-Wülwer. Sie zeigten, wie sich damals die Bevölkerung über die Ereignisse informiert hat. „Authentisch sind die Sachen allerdings überhaupt nicht“, räumt Schulte-Wülwer ein und zeigt Geschehnisse in Schleswig und Flensburg, die mit ihren merkwürdigen Schloß- und Kirchenbauten auch nicht im entferntesten etwas mit den realen Stadtansichten zu tun haben.

Vielmehr geht es um schnelle Produktion und damit Aktualität – und natürlich ums Geschäft. So gibt es von der Schlacht bei Idstedt zwei Versionen für potentielle Käufer auf beiden Seiten: Während die deutsche Bildunterschrift behauptet, die schleswig-holsteinische Armee hat das Schlachtfeld unbesiegt verlassen, spricht der dänische Text von einem großen Sieg über die „Aufständischen“.

Die dänische Sicht der Ereignisse wird exemplarisch durch den „tapferen Landsoldaten“ verdeutlicht, der durch das bekannte Lied und durch das Denkmal in Fredericia in Dänemark zu einem nationalen Mythos wurde. Das Besondere des Denkmals liegt darin, daß es erstmals keinen siegreichen General oder Feldherrn zeigt, sondern einen einfachen anonymen Soldaten aus Jütland.

In der Ausstellung werden die Geschehnisse in Schleswig-Holstein in den Gesamtzusammenhang der National- und Demokratiebewegung in Europa gesetzt: Barrikaden-Kämpfe in Berlin sind genau so in Abbildung vertreten wie der Aufstand in Paris im Februar 1848. Die Lockerung der bis dahin strengen Pressezensur hat diese Darstellung erst ermöglicht. In erfrischend unmartialischer Weise beleuchtet die Ausstellung die Geschehnisse, auch wenn hier und da Pickelhauben, Säbel und Pistolen die Bilderbogen-Folgen auflockern; ergänzt von einer Dia-Show und Tonband-Aufzeichnungen des Liedes vom „tapferen Landsoldaten“.

Die Ausstellung ist ein Gemeinschaftsprojekt der drei Museen Sonderburg, Kolding und Flensburg. In Flensburg bis zum 3. Januar, anschließend in Kolding.

Geöffnet dienstags bis sonntags 10 bis 16 Uhr.

*Ole Michel, in: Flensburger Tageblatt, 9.10.1998*

### Dänisch für Grundschüler

FLENSBURG (sh:z). Bereits an elf Grundschulen im Norden von Schleswig-Holstein steht in diesem Schuljahr Dänischunterricht auf dem Stundenplan. An dem vor zwei Jahren vom Arbeitskreis des IPTS (Institut für Praxis und Theorie an den Schulen) ins Leben gerufenen Projekt der Fremdsprachenbegegnung für Schüler der 3. und 4. Klasse waren zunächst vier Grundschulen beteiligt: Die Osbekschule und Rudeschule in Flensburg, die Schule Drelsdorf und die Klaus-Groth-Schule in Husum. „Die Begegnung mit der dänischen Sprache ist zugleich eine Begegnung mit der Kultur unseres Nachbarn. Damit wird der Dänischunterricht zu einem wichtigen Baustein interkulturellen Lernens“, erklärte der Vorsitzende des Arbeitskreises, Ulf Brix (Grund- und Hauptschule Drelsdorf). Der Arbeitskreis hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Kopiervorlage zu erstellen, die allen Lehrkräften bei der Bearbeitung der Themen Hilfe geben soll. Am Ende der Grundschule sollen die Schülerinnen und Schüler gemäß den Themenkreisen in der Lage sein, einfache Äußerungen anzuwenden und zu verstehen. Das Gelernte soll es den Schülern außerdem ermöglichen, Informationen zu geben, Kontakte zu anderen aufzunehmen, Auskünfte einzuholen sowie Gefühle, Wünsche und persönliches Befinden zum Ausdruck zu bringen. Darüber hinaus verfolgt der Arbeitskreis mit dem Fremdsprachenunterricht an der Grundschule das Ziel, Freude und Motivationen für das Erlernen fremder Sprachen zu wecken und Lernfreude für den Gesamtunterricht in der Schule zu fördern. Auch an einen Schüleraustausch mit dänischen Grundschulen werde gedacht, so Brix.

*Flensburger Tageblatt, 15.10.1998*

### „Historischer“ Beschluß der dänischen Minderheit

*Um Versöhnung und Abbau von Vorurteilen bemüht / Ausgestreckte SHHB-Hand ergriffen*

FLENSBURG (N). Die Organisation der dänischen Minderheit in Südschleswig hat auf einer Hauptvorstands Sitzung einen historischen Beschluß getroffen, um die alte Feindschaft zwischen Dänen und Deutschen in der Region zu begraben. Gemeinsam mit dem Schleswig-Holsteinischen Heimatbund habe man vereinbart, alte Vorurteile auszuräumen und sich besser kennenzulernen, sagte der Vorsitzende des „Sydslesvigsk Forening“ (SSV), Heinrich Schultz, gestern abend

zu Radio Syd.

Der Schleswig-Holsteinische Heimatbund bemühte sich schon früher bei zahlreichen Gelegenheiten um eine Annäherung. Nachdem man viele Jahre nebeneinander gelebt habe, werde man jetzt, so Schultz, die ausgestreckte Hand ergreifen und sich um Versöhnung und ein entkrampftes Verhältnis zu den Deutschen bemühen.

*Nordschleswiger, 16.10.1998*

### Zu hohe Lohnkosten bei ECMI-1999 Sparhaushalt

FLENSBURG (ck). Das Europäische Zentrum für Minderheitenangelegenheiten (ECMI), Flensburg, steht vor ernsteren finanziellen Problemen. Von den rund 1,2 Mio. Mark Haushalt müssen 85 Prozent für Gehälter aufgewendet werden, so der Vorsitzende des ECMI, J. K. Hansen. Seiner Ansicht nach, so der ehemalige Verkehrsminister zu Radio Syd, habe der frühere ECMI-Direktor Stefan Troebst, der kürzlich auf eine Professorenstelle in Sachsen wechselte, die Mittel des Instituts etwas unvernünftig verwendet. Im Haushalt blieben nicht mehr ausreichend Mittel für die Forschungsaufgaben des Instituts.

Wie J. K. Hansen dem NORDSCHLESWIGER mitteilte, könne das Arbeitsprogramm für 1998 aber vollständig abgewickelt werden. Für das kommende Jahr sei es allerdings notwendig, einen engen Haushaltsrahmen zu entwickeln.

Kündigungen seien nicht vorgesehen, versicherte J. K. Hansen, aber auch keine personellen Ausweitungen. Bisher ist noch kein Nachfolger für Stefan Troebst gefunden worden. Wie J. K. Hansen mitteilte, wird sich das Komitee, das mit dieser Aufgabe befaßt ist, Ende November zu einer Sitzung zusammenfinden. Im Dezember wird dann der gesamte Vorstand tagen und den Haushalt sowie den Arbeitsplan für 1999 verabschieden. Sicher sei, so der ECMI-Vorsitzende, daß für 1999 nicht so viele Konferenzen und Fachseminare wie in diesem Jahr geplant werden können.

*Nordschleswiger, 20.10.1998*

### Zehn Jahre Beauftragter für Grenzland- und Minderheitenfragen in Schleswig-Holstein

Das Amt des Beauftragten für Grenzland- und Minderheitenfragen in Schleswig-Holstein besteht am 1. November zehn Jahre. Das Ehrenamt ist 1988 vom damaligen Ministerpräsident Björn Engholm eingerichtet worden, um das

Miteinander der Volksgruppen und Minderheiten zu fördern. Erster Grenzlandbeauftragter war Kurt Hamer. Nach seinem Tod trat Kurt Schulz das Amt an. Ministerpräsidentin Heide Simonis bestätigte Schulz nach ihrer Regierungsübernahme 1993. Auch für die laufende 14. Legislaturperiode wurde Kurt Schulz (76) bestätigt.

Die Regierungschefin: „Kurt Schulz kennt sich im deutsch-dänischen Grenzland ebenso gut aus wie bei den Interessen und Problemen der Minderheiten. Er genießt bei den Minderheiten großes Ansehen und Vertrauen – ebenso wie in der Landesregierung. Kurt Schulz ist ein Garant für die gute Zusammenarbeit zwischen der dänischen Minderheit und der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig.“ Eine besondere Würdigung erfuhr der Grenzlandbeauftragte durch den Besuch der dänischen Königin Margrethe II und Bundespräsident Roman Herzog in der deutsch-dänischen Grenzregion am 20. Juli 1998. Der Bundespräsident und die dänische Königin lobten vor allem das sinnvolle und spannungsfreie Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichem nationalen Hintergrund. Der Bundespräsident sagte damals: „Unseren gemeinsamen Besuch hier bei Ihnen in Flensburg können Sie getrost als Bestätigung und Ermutigung verstehen, diesen Weg der guten Nachbarschaft zum Wohle der Menschen der Grenzregion fortzusetzen.“

*Pressemitteilung der Landesregierung Schleswig-Holstein, 27.10.1998*

„Arbeitsmarkt durch Steuersysteme behindert“

*Konferenz in Apenrade zur Entwicklung der Grenzregion*

APENRADE (fc/lev). Politik und Wirtschaft wollen sich verstärkt darum bemühen, die Arbeitsmärkte beider Länder besser zu verzahnen. „Es fehlt noch an Kooperationen und Netzwerken“, sagte DGB-Sprecher Peter Köhler gestern auf der deutsch-dänischen Wirtschafts- und Arbeitsmarktkonferenz in Apenrade, an der rund 200 Vertreter von Gewerkschaften, Unternehmen und aus der Politik teilnahmen.

In der Grenzregion Schleswig/Sønderjylland wohnen etwa 700 000 Menschen. Für sie empfahl Köhler grenzüberschreitende Modellprojekte der Wirtschaft sowie Austauschprogramme. „Wir müssen direkt in die Schulen, Betriebe und Vereine hineingehen.“

Auf der Konferenz wurde beschlossen, die gegenseitigen Arbeitsbedingungen in der Grenzregion zu verbessern. So soll ein stärkeres Pendeln zur Arbeit im jeweils anderen Land ermöglicht werden. Allerdings verdeutlichte der Wirtschaftswissenschaftler Christian Hansen, daß zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit das Pendeln keine Lösung sei. Für die fast 20 000 Menschen, die

im deutschen Teil der Grenzregion gegenwärtig keine Beschäftigung haben, stünden auf dänischer Seite allenfalls 1 000 Arbeitsplätze zu Verfügung.

Auf der Tagung wurde auch der Ausbau der Kooperationen im Tourismus und zwischen den Hochschulen empfohlen. Als problematisch wurde erneut der Mitte 1999 drohende Wegfall der steuern- und zollfreien Einkaufsmöglichkeiten auf den Schiffen im Grenzverkehr bezeichnet.

Die tagesaktuellen Probleme in der deutsch-dänischen Grenzregion werden nicht durch Konferenzen gelöst. Darin waren sich die deutschen und dänischen Initiatoren der Konferenz gestern einig.

„Doch wichtig ist es, miteinander ins Gespräch zu kommen“, so Peter Köhler. Darin waren sich der DGB und der gewerkschaftliche Dachverband LO des Amtes Nordschleswig einig.

Der LO-Vorsitzende des Amtes, Willy Sahl, räumte ein, daß es in der Bevölkerung immer noch einen Widerstand gegen die grenzüberschreitende Zusammenarbeit gebe - wie bei der Diskussion zum Thema „Euroregion“ deutlich geworden wäre.

„Wir müssen weiterkommen, wir können unsere Zukunft nicht auf Vorurteile der Vergangenheit bauen“, betonte Sahl. Sowohl der deutsche als auch der dänische Gewerkschaftler machten klar, daß man sich keinesfalls in die nationale Gesetzgebung beider Länder einmischen wollte – obwohl es diesbezüglich vor allem im Grenzland immer wieder Probleme gibt. Vielmehr, so Sahl, gehe es darum, langfristig zu denken und diese Gedanken in die Arbeit des regionalen Netzwerkes – wie EURES und Regionalrat – einzubringen.

*Flensburger Tageblatt, 27.10.1998*

„Ein Däne zu sein, nur weil gegen die Deutschen: Das ist überhaupt kein Argument!“

*Aus einem „Nordschleswiger“-Interview mit dem Vorsitzenden des SSV, Heinrich Schultz*

Der Vorsitzende des Südschleswigschen Vereins (SSV), Heinrich Schultz, Garding/Eiderstedt, wird am kommenden Donnerstag, 12. November, 60 Jahre alt – Anlaß für dieses Interview.

*Der Nordschleswiger:* Herr Schultz, Sie waren bereits in jungen Jahren in der dänischen Minderheit engagiert. Einer sehr breiten Öffentlichkeit in Dänemark sind Sie - wie zuvor schon der damalige Landtagsabgeordnete des Südschleswigschen Wählerverbandes (SSW), Karl Otto Meyer, Schafflund – durch ihre Rede am 75. Jahrestag der Vereinigung Nordschleswigs mit Dänemark am 11. Juli 1995 in Düppel bekanntgeworden. Damals sagten Sie – erstmals offiziell seitens der dänischen Minderheit –, die nach der Volksabstimmung 1920 gezogene heutige

Staatsgrenze sei richtig gewesen, und sie liege fest. Fand Ihre Äußerung Zustimmung bei allen führenden Leuten in der dänischen Minderheit?

HEINREICH SCHULZ: Es gab schon einige, die meinten, ich hätte es nicht zu sagen brauchen oder müssen.

*Der Nordschiewiger:* Aus welchen Gründen?

SCHULTZ: Träume sind Dinge, von denen man weiß, daß sie eigentlich nicht in Erfüllung gehen können, Aber um den täglichen Alltag etwas leichter zu gestalten oder Kraft für die Arbeit zu bekommen, kann ich mir vorstellen, daß es noch einige gibt, die den Traum haben: Dänemark bis zur Eider.

*Der Nordschleswiger:* Dieser „Traum“ war nach 1945 mit der dänischen Grenzoffensive sehr virulent und noch sehr viel stärker als in der Zwischenkriegszeit. Ist er heute überhaupt noch notwendig, um eine nationale Minderheit zusammenzuhalten?

SCHULTZ: Für mich ist das in dieser Form nie ein Traum gewesen. Auch bei der heutigen Jugend kann das kein Traum mehr sein. Ich selbst bin eher Realist. Beide Minderheiten – die deutsche in Nordschleswig und auch wir – haben einmal versucht, diese Grenze zu verändern. Zurückgeblieben ist der Umstand, daß diese Grenze, die trotz allem nach einer demokratischen Abstimmung festgesetzt wurde, damals anscheinend zu Recht dort gezogen wurde, wo sie ist. Man muß heute konstatieren, daß sie an der richtigen Stelle liegt.

*Der Nordschleswiger:* Sie ist weitgehend identisch mit der sog. Sprachgrenze zwischen Deutsch und Dänisch. Diese Grenze von 1920 hat auch zu Zeiten deutscher Diktatur 1933 bis 1945 und deutscher Besetzung Dänemarks 1940 bis 1945 gehalten. Hätte die britische Besatzungsmacht nicht „no“ gesagt, hätte sie sich nach 1945 vielleicht verändern können. Ab wann war für Sie die Frage nach einer Grenzverschiebung tot?

SCHULTZ: Das war es in dem Augenblick, als die Briten gewisse Vorbehalte hatten, von Dänemark eine Entscheidung forderten, Dänemark Farbe bekennen mußte und nein sagte. Nur für viele unserer Mitglieder war es das zu jenem Zeitpunkt überhaupt nicht. Noch in den 60er und 70er Jahren hatten viele diesen Traum.

Ich habe schon damals als Jugendverbandsvorsitzender gegen diese älteren Leute opponiert. Mir kommt es darauf an, das Dänische „hier unten“ so lange zu bewahren, wie es überhaupt möglich und sinnvoll ist. Damals hatten wir noch ein sehr abgegrenztes Verhältnis zu den deutschen Nachbarn; es war bescheiden.

Anfang der 80er Jahre hatte ich ein Schlüsselerelebnis: eine Runde in Flensburg mit Schülern des dänischen Gymnasiums „Duborg-Skole“ und des Alten Gymnasiums, in der es mir wie Schuppen von den Augen fiel, daß die jungen Leute diese Vorbehalte der älteren Generation gegenüber dem deutschen Nachbarn überhaupt nicht haben. Die Jugendlichen konnten in Fröhlichkeit

zusammensitzen und diskutieren, und jeder wußte genau: Keiner würde morgen die andere Schule besuchen. Sie waren gefestigt genug, um miteinander zu kommunizieren. Wenn unsere Jugendlichen so reagieren, dann müssen wir Alten zusehen, daß wir nicht irgendwann den Absprung verpassen.

*Der Nordschleswiger:* Sie sind seit Geburt dänischer Staatsbürger – im Gegensatz zur Masse, der dänischen Minderheit, die sich als deutsche Staatsbürger dem dänischen Volk und der dänischen Kultur zugehörig fühlt. Ist das ein Vorteil, oder behindert Sie das?

SCHULTZ: Es behindert mich keinesfalls. Die Staatsbürgerschaft ist eine reine Familienangelegenheit: Ich habe sie von meinem Vater „geerbt“. Im Gegenteil – die dänische Staatsbürgerschaft hat mich davor bewahrt, in die Politik einsteigen zu „müssen“.

*Der Nordschleswiger:* Ihre Interessen liegen demnach eher im Kulturbereich.  
SCHULTZ: So ist es. Ich habe nie den Wunsch und schon gar nicht das Bedürfnis gehabt, ein politisches Mandat zu übernehmen. Mir ging es um die Jugendarbeit. Und die kulturelle Arbeit kam „von alleine“; denn eine dänische Schule ohne den notwendigen kulturellen Hintergrund kann ich mir nicht vorstellen. Umgekehrt bin ich natürlich froh, daß viele dänische Südschleswiger einen deutschen Paß haben und sich der Politik widmen können.

*Der Nordschleswiger:* Das Verhältnis zwischen dem SSV und den vier deutschen Grenzverbänden hat sich im Laufe der letzten Jahre gewandelt.

SCHULTZ: Diese Veränderungen begannen mit dem Grenzfriedensbund.

*Der Nordschleswiger:* Der SSV nahm unter dem Motto „50 Jahre Land Schleswig-Holstein“ in Rendsburg am Schleswig-Holstein-Tag 1996 teil, in dessen Kuratorium der Schleswig-Holsteinische Heimatbund (SHHB) federführend ist. Zum Schleswig-Holstein-Tag 1998 in Elmshorn mit dem ursprünglich geplanten Motto „150 Jahre Demokratie in Schleswig-Holstein“ verweigerte der SSV seine Teilnahme wegen des aus seiner Sicht zu undifferenzierten Themas. Jetzt hat der SSV eine Wende gegenüber dem SHHB vollzogen.

SCHULTZ: Der SHHB bzw. die deutschen Grenzverbände und die dänische Minderheit hatten jahrelang – das hegt in der Natur der Sache – ein etwas angespanntes Verhältnis. Das ist nicht mehr zeitgemäß.

Das gewöhnliche politische Klima im Grenzland und auch das Klima der Landesregierung und des Landtages gegenüber der dänischen Minderheit ist ein ganz anderes, als wir es früher hatten. Dann ist es nicht mehr als natürlich, daß sich die Grenzverbände genauso wie die dänische Minderheit dieser Großwetterlage angepaßt haben. Unsere Teilnahme am Schleswig-Holstein-Tag hängt nicht allein vom Thema ab, sondern auch vom Veranstaltungsort. Einige in der dänischen Minderheit sagen: Was haben wir im Landesteil Holstein zu tun? Dann glaube der deutsche Nachbar womöglich, wir wollten auch noch Holstein

haben.

*Der Nordschleswiger:* Der SSW ist schon lange da!

SCHULTZ: Das ist richtig. Ich wußte, daß das kommt! Der SHHB hat als federführendes Kuratoriumsmitglied die Themen zum Schleswig-Holstein-Tag festgesetzt und präsentiert, bevor wir dazu Stellung nehmen konnten. Wir sind jetzt übereingekommen, daß das Thema zum nächsten Schleswig-Holstein-Tag 2000 nicht veröffentlicht wird, bevor wir dazu Stellung genommen haben. Wenn er im Landesteil Schleswig stattfindet, ist eine Teilnahme kein Problem, wenn nicht das Thema ein Problem wird. Aber das kann ich mir nach diesen Erfahrungen des SHHB nicht mehr vorstellen...

*Der Nordschleswiger, 7. 11. 1998*

### Schröder will von Dänemark lernen

BONN (dpa). Kanzler Gerhard Schröder (SPD) will bei dem geplanten Bündnis für Arbeit auf das erfolgreiche dänische Modell für den Abbau der Arbeitslosigkeit zurückgreifen. Insbesondere bei den Rezepten, wie Langzeitarbeitslose durch Qualifizierung möglichst schnell wieder in den ersten Arbeitsmarkt zu bringen sind, könne man vom Nachbarland lernen, sagte Schröder gestern nach einem Treffen mit dem dänischen Ministerpräsidenten Poul Nyrup Rasmussen in Bonn.

*Flensburger Tageblatt, 7. 11. 1998*

### Deutsche Minderheit will Profil schärfen

Bekennnis zur europäischen Integration

TINGLEFF (gdn). Die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig will nach hohen Stimmverlusten ihrer politischen Vertretung, der Schleswigschen Partei, jetzt ihr inhaltliches und politisches Profil schärfen. Hans Heinrich Hansen, Hauptvorsitzender des Bundes deutscher Nordschleswiger (BdN), kündigte beim Jahresfest in Tingleff am Sonntagabend eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit und eine Bündelung der Kompetenzen beim Hauptvorstand an. Ein klares Bekenntnis gab er für die Volksgruppe zur europäischen Integration und zur grenzübergreifenden Zusammenarbeit in der Region Schleswig/Sønderjylland ab. Diese Kooperation müsse allerdings stärker das Engagement der Bevölkerung einbeziehen, forderte Harald Søndergaard, SP-Mitglied im Amtsrat Sønderjylland. Noch konsequenter und erfolgsorientierter muß diese Zusammenarbeit nach Meinung von Landtagspräsident Hans Werner Arens sein. Nur so könne die Region im europäischen Wettbewerb bestehen. Für 1999 kündigte Arens vor den

rund 500 Teilnehmern des Deutschen Tages einen Grenzlandkongreß zu wirtschaftspolitischen Themen an.

*Flensburger Tageblatt, 9.11.1998*

### Wieder „Der Nordschleswiger“

APENRADE/TINGLEFF. Die Tageszeitung der deutschen Minderheit in Dänemark nennt sich wieder „Der Nordschleswiger“. Die Wiederaufnahme des Artikels, der vor acht Jahren aus dem Zeitungstitel gestrichen worden war, war vieldiskutiertes Thema während des Jahresfestes der Minderheit in Tingleff. Chefredakteur Siegfried Matlok nannte vor den Mitgliedern die Rückkehr zum alten Titel die Korrektur des „wohl größten Fehlers“ in der Geschichte der Zeitung. „Nordschleswiger“ habe sich weder bei den Lesern noch in der Öffentlichkeit nördlich und südlich der Grenze durchgesetzt.

*Flensburger Tageblatt, 10.11.1998*

### Minderheiten nicht erwähnt

*Kritik von Wodarg und Börnsen an Gerhard Schröders Regierungserklärung*

FLENSBURG (uk). Die Bundestagsabgeordneten Dr. Wolfgang Wodarg (SPD), Nieby, und Wolfgang Börnsen, Bönstrup (beide Kreis Schleswig-Flensburg), haben eine fehlende Bezugnahme auf die Minderheiten in der Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) kritisiert. „Ich war sowohl überrascht als auch enttäuscht darüber, daß der neue Bundeskanzler die Minderheiten überhaupt nicht erwähnte, obwohl er vorher sogar den Südschleswigschen Wählerverband (SSW) kontaktet hatte, um gute Ratschläge zu erhalten“, sagte Wodarg. Viele Anrufer hätten ihm gegenüber manche Themen in der Erklärung vermißt, „aber Schröder kann natürlich nicht alle Themen berühren, auch wenn die Antrittsrede mehr als zwei Stunden dauerte.“

„Das zeigt, daß die Minderheiten in der rotgrünen Regierung in den kommenden vier Jahren kaum eine Chance erhalten werden“, meinte Börnsen über den fehlenden Minderheitenpassus und verriet, er sei deswegen auch von mehreren SSW-Wählern angerufen worden. Den Grünen sei es offenbar gelungen, die Minderheiten aus der Schröder-Erklärung auszusperrten. Börnsen wies Vorschläge der Abgeordneten Wodarg und Manfred Opel (SPD), Husum, zurück, ein Minderheitenforum im Grenzland einzurichten. „Das ist ein Ablenkungsmanöver, um Schröders Fehler auszugleichen.“ Die Friesen und die dänischen Südschleswiger seien „so stark repräsentiert und gut organisiert, daß

sie ihre Standpunkte selbst vertreten können“, unterstrich Börnsen.

*Nordschleswiger, 17.11.1998*

### Deutsche Schreibreform gilt

BdN-Hauptvorstand will bundesweite statt schleswig-holsteinische Regelung APENRADE (DN). Der Hauptvorstand des Bundes deutscher Nordschleswiger (BdN) hat sich auf seiner Sitzung am Montagabend in Apenrade mit der Rechtschreibreform in Deutschland und ihren Auswirkungen auf die deutsche Volksgruppe und ihre Einrichtungen beschäftigt.

Der Hauptvorstand beschloß auf Empfehlung der Gremien des Deutschen Schul- und Sprachvereins für Nordschleswig, Apenrade, die am 1. August d. J. in Deutschland in Kraft getretene Rechtschreibreform zu befolgen, auch wenn damit von der in Schleswig-Holstein durch einen Volksentscheid vom 27. September d. J. erwirkten Festhaltung an der alten Regelung abgewichen wird.

*Der Nordschleswiger, 18.11.1998*

### „Arbeit der Grenz verbände unentbehrlich“

Grenzfriedensbund wirkt in einer neuen Geschäftsstelle in Flensburg

FLENSBURG (uk). „Die Arbeit der deutschen Grenzverbände ist unentbehrlich“, hat der Vorsitzende des Grenzfriedensbundes, Landtagsabgeordneter Lothar Hay (SPD), Flensburg, unterstrichen. Vor dem Einweihung der neuen Grenzfriedensbund-Geschäftsstelle mit Gästen aus den deutschen Grenzverbänden und der dänischen Minderheit: SSW-Fraktionsvorsitzender Gerhard Maas, GFB-Vorsitzender Lothar Hay, SHHB-Geschäftsführer Dr. Willy Diercks, GFB-Ehren- vorsitzender Artur Thomsen, GFB-Geschäftsführerin Ingrid Schumann und ADS-Geschäftsführerin Marita Marxen (v. 1.)

Hintergrund der Verwerfungen bei der Bildung des Regionalrates Schleswig/Sønderjylland habe sich gezeigt, daß auch ein Modell wie das Zusammenleben im deutsch-dänischen Grenzland „nichts Statisches, sondern ständig in Bewegung ist“. Daher sei es eine dauerhafte Aufgabe, „bei jungen Menschen die Toleranz zu fördern.“ Angesichts stagnierender bzw. sinkender Landeszuschüsse an die vier deutschen Grenzverbände – Grenzfriedensbund (GFB), Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig (ADS), beide Flensburg, Schleswig-Holsteinischer Heimatbund (SHHB), Kiel, und Deutscher Grenzverein, Sankelmark – habe er seit 1992 im Schleswig- Holsteinischen Landtag „in erster Linie stets die Arbeit der Grenzverbände dargestellt“, sagte Hay während der

Einweihung der neuen GFB-Geschäftsstelle in Flensburg. Die Kenntnis darüber unter den Landtagsabgeordneten sei „gering“; und es herrsche „Unkenntnis über die historische Entwicklung.“

Die neue, etwa 60 Quadratmeter große Geschäftsstelle wurde unter entsprechendem Kostenbewußtsein eingerichtet – zur Miete in Räumen des ADS-Kindergartengebäudes Marientreppe. „Deutet das etwa auf eine Fusion hin?“, fragte Hay. „Eine Fusion kommt nicht in Frage“, unterstrich der Vorsitzende, „weil jeder Grenzverband seine eigenen Arbeitsbereiche hat.“ Aufgabe des aus sozialdemokratischer Initiative 1950 gegründeten Grenzfriedensbundes seien die Förderung des Friedens an der Grenze, Sozial- und Jugendarbeit – darunter Unterstützung bei Klassen- und Jugendfahrten – sowie die Herausgabe der vierteljährlich erscheinenden Grenzfriedenshefte, „in denen deutsche und dänische Themen aufgegriffen werden, um das Geschichtsbewußtsein zu schärfen. Gerade die Aufarbeitung der Jahre 1933 bis 1945 und ihrer Verästelung“ in der Grenzregion „ist unser Hauptanliegen“, betonte Hay. Der GFB sei der erste deutsche Grenzverband, der Kontakte zum Südschleswigschen Verein (SSV) aufgenommen habe; „und seit vielen Jahren pflegen wir sehr gute Kontakte zum Bund deutscher Nordschleswiger“ (BdN). Der GFB vertieft sie durch jährliche Adventsfahrten zu einem BdN-Ortsverein.

Der GFB zählt derzeit 536 Einzelpersonen und 312 Institutionen als Mitglieder. Seinem Vorstand gehören neben Hay Landtagsabgeordneter Ulf von Hielmcrone (SPD), Husum, Dorothea Gutmann, Flensburg, Hauke Hüper, Husum, Cornelia Seefeld, Schleswig, Ilse Sörensen, Büdelsdorf, Wolf Uhlemann, Mildstedt, Frithjof Witte, Flensburg, und Helmut Wrensch, Tönning, an.

*Nordschleswiger, 24.11.1998*

### Henrik Becker-Christensen neuer dänischer Generalkonsul in Flensburg

Am 1. Dezember 1998 hat der neue dänische Generalkonsul in Flensburg, Henrik Becker-Christensen, seine Amtsgeschäfte aufgenommen. Den Lesern der Grenzfriedenshefte ist der promovierte Historiker und bisherige Leiter des Instituts for Grænseregionsforskning in Apenrade kein Unbekannter, gehört er doch seit Jahren zu den bewährten Mitarbeitern unserer Zeitschrift. Die Entscheidung des Außenministeriums und Staatsministeriums in Kopenhagen für den 48jährigen Becker-Christensen ist im Grenzland sowohl auf dänischer als auch auf deutscher Seite lebhaft begrüßt worden.

Seine Fachkompetenz als hervorragender Kenner der deutsch-dänischen Geschichte, insbesondere des Grenzlandes, steht außer Zweifel. Der Nordschleswiger (1.9.1998) berichtet, in Kopenhagener Regierungskreisen habe

man Wert darauf gelegt, „daß der Flensburger Posten wie unter den Amtsvorgängern – Prof. Lorenz Rerup und Prof. Hans Peter Clausen – erneut mit einem Historiker besetzt werden solle.“ „Über Geschichts- und Gegenwartskenntnisse des deutsch-dänischen Grenzlandes verfügt Becker-Christensen in der Tat reichlich“, schreibt Der Nordschleswiger weiter. „Nationale Minderheiten, grenzüberschreitende regionale Zusammenarbeit, politische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, dänische Wirtschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, Stadt- und Ortsgeschichte und Kulturgeschichte in dieser Reihenfolge nennt Becker-Christensen seine Wissenschafts- und Forschungsbereiche, in denen er seit Anfang der 70er Jahre arbeitet.

Henrik Becker-Christensen wurde am 11. Februar 1950 in Vejle geboren, bestand am neusprachlichen Zweig des Vejle Gymnasium 1969 das Abitur, legte 1974 sein Hauptfachexamen in Geschichte an der Universität Aarhus ab, wurde dort 1977 Magister (mag. art.) und promovierte 1990 an der Universität Odense mit einer 700seitigen Dissertation über „Det tyske Mindretal i Nordslesvig 1920-1932“ zum Dr. phil. Im selben Jahr erschien diese Arbeit als zweibändiges Werk...

Von 1974 bis 1976 war Becker-Christensen studentischer Mitarbeiter am Wirtschaftsarchiv in Aarhus und 1975 Lehrassistent an der Universität Århus. 1976 kam er als Archivar ins Grenzforschungsinstitut und damit nach Apenrade. 1979 wurde er dort wissenschaftlicher Mitarbeiter, 1984 Lektor, von September 1986 bis Januar 1987 dessen amtierender Direktor, 1987 geisteswissenschaftlicher Forschungsleiter, am 1. Januar 1992 amtierender und am 1. April 1992 schließlich Direktor des Instituts.

Becker-Christensen ist Autor von 13 Büchern zu historischen Themen - darunter auch über die Grenzregion wie beispielsweise „Hærvejen i Sønderjylland – et vej historisk studie. Fra Kongeåden til Danevirke“, 1981, „Sønderjyllands Amt 1970-1995“ und „Grænsen i 75 År“, beide 1995 – sowie Verfasser von bislang 26 wissenschaftlichen Aufsätzen zu meist historischen Themen, aber auch einer Denkschrift 1994 zur Errichtung des Europäischen Zentrums für Minderheitenfragen (ECMI).“ Über seine fachliche Kompetenz hinaus prädestiniert Becker-Christensen seine auf Ausgleich bedachte Art für das diplomatische Amt des Generalkonsuls – ein Wesenszug, der sich auch bei seinen ehrenamtlichen Tätigkeiten im Vorstand des Europäischen Zentrums für Minderheitenfragen und nicht zuletzt im Kuratorium des Instituts für Zeit- und Regionalgeschichte in Schleswig hervorragend bewährt hat.

Das Flensburger Tageblatt (1.12.1998) verortet den neuen Generalkonsul anlässlich seines Amtsantritts so:

„Mit dem Wechsel zwischen den beiden Hafenstädten (Apenrade und Flensburg) schließt sich für Becker-Christensen der Kreis. Einer seiner Vorgänger war, von 1959 bis 1975, der Historiker Troels Fink, bevor dieser 1976 die Leitung des

Institut für Grenzregionsforschung in Apenrade wurde. Einer der Mitarbeiter damals: Henrik Becker-Christensen. Seit 1992 war er dann Chef des Instituts, bis ihn die dänische Regierung nach dem Tod H. P. Clausens im vergangenen Jahr zum Generalkonsul ernannte. Mit Blick aus der altehrwürdigen Konsulats-Villa auf Flensburger Altstadt und Hafen findet es der Historiker Becker-Christensen phantastisch, wie sehr sich das Verhältnis zwischen Deutschen und Dänen vom Ende des Zweiten Weltkrieges - Stunde null mit Perma-Frost – bis heute verändert habe. Das macht Hoffnung für das übrige Europa, wenn es irgendwo brennt. Symbol des deutsch-dänischen Zusammenlebens und gleichzeitig Pionier-Projekt sei das Europäische Zentrum für Minderheitenfragen im Flensburger Kompagnietor. Nie zuvor habe es eine auf so breiter Basis finanzierte Zusammenarbeit zwischen deutschem und dänischem Staat gegeben. Spannend sei auch die Zusammenarbeit zwischen der Bildungswissenschaftlichen Hochschule/Universität Flensburg und der neuen Süddänischen Universität. Der 48jährige befürwortet die Zusammenarbeit in der Region Schleswig-Sønderjylland uneingeschränkt. Er erwartet greifbare Ergebnisse jedoch erst nach einer langen Anlaufphase. Im Regionalrat sieht er einen festen Rahmen für ständige Kontakte und Gespräche. Als wichtigste Aufgabe in der Arbeit des Generalkonsuls sieht Becker-Christensen die Pflege des Verhältnisses zur dänischen Minderheit. Dazu kämen Kontakte zur Mehrheitsbevölkerung, zu Politik, Wirtschaft und Institutionen.“ Die Redaktion der Grenzfriedenshefte wünscht Henrik Becker-Christensen für sein neues Amt alles Gute!

*Jörn-Peter Leppien*